1,80 DM / Band 515
Schweiz Fr 1,80 / Österr. S 14,-

NEU

BASTEI

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark



Frankreich F 8,00 / Italien L 1800 / Nederland f 2,25 / Spanien P 150



Schreie aus dem Werwolf-Brunnen

John Sinclair Nr. 515

von Jason Dark

erschienen am 17.05.1988

Titelbild von Vicente Ballestar

Sinclair Crew

Schreie aus dem Werwolf-Brunnen

Suko stieg aus dem Wagen, umrundete ihn, sah plötzlich das Gesicht – und die Mündung der Maschinenpistole, die auf ihn zeigte.

Ein Landsmann von ihm hielt die Waffe in der Hand. Der Zeigefinger lag am Abzug und brauchte nur um eine Idee bewegt zu werden, um die tödliche Ladung auszuspucken.

Suko blieb stehen. »Empfängt man so einen Freund?« fragte er halblaut.

Der andere lachte leise. »Ob Freund oder nicht, das wird sich noch herausstellen…«

»Möglich. Jedenfalls habt ihr meine Hilfe angefordert, und ich bin gekommen.«

»Das mußte auch so sein.«

»Ich weiß nicht«, hielt Suko dagegen, »ob das so stimmt.« Er schaute sich um.

Die Straße war menschenleer, überhaupt machte der gesamte Ort einen ausgestorbenen Eindruck.

Über den Dächern der niedrigen Häuser lag eine bleigraue Dämmerung. Suko konnte in den Ort hineinschauen, denn das Haus, vor dem er gestoppt hatte, befand sich am Dorfeingang. Hier wohnten auch seine Landsleute, die ihn um Hilfe gebeten hatten.

»Komm näher!«

»Und wenn ich nicht will?«

In dem blassen Gesicht des Chinesen bewegte sich kein Muskel.

»Werde ich schießen müssen!«

»Das wäre Mord!«

Jetzt zuckte ein Lächeln um die Lippen des Mannes, der eine Jeans mit noch ausgestellten Beinen trug und einen dicken Winterpullover. »Wir befinden uns in einer Lage, wo es auf Mord nicht einmal ankommt«, erwiderte er und hatte in einem Tonfall gesprochen, den Suko ihm abnahm. Er stammte selbst aus China, kannte die Mentalität seiner Landsleute und ihr Verhältnis zu Tod, Sterben und Rache.

»Wenn das so ist«, sagte er, »werde ich kommen. Schließlich will ich die lange Reise nicht umsonst gemacht haben.« Er hob die Schultern und schritt auf die Mündung zu.

»Vorsichtig«, flüsterte der Mann mit der Maschinenpistole, »sei ja vorsichtig! Ich weiß, wer du bist.«

»Keine Sorge, ich nehme dir dein Spielzeug schon nicht ab.« Suko sah, wie der Mann zurücktrat. Der graue Schatten eines dunklen Flurs verschluckte ihn, nur der MPi-Lauf blieb sehr gut sichtbar. Er schimmerte leicht bläulich.

Suko brauchte keine Treppe zu überwinden. In diesem alten Bau hatte man darauf keinen Wert gelegt. Der Gang hinter der Tür war schmal. Er teilte das Haus praktisch in der Mitte. Rechts und links zweigten zwei breite Türen ab.

»Wohin?« fragte Suko.

Der Mann antwortete ihm aus der Dunkelheit. »Nach links, von dir aus gesehen.«

»Danke.«

Suko öffnete eine Tür. Ein Geruch, den er aus seiner alten Heimat China her kannte, empfing ihn. Es war der Duft nach Speisen und Räucherstäbchen. Die Chinesen, die hier ihre Heimat gefunden hatten, standen noch zu den alten Bräuchen.

»Weiter, weiter!« Suko vernahm hinter sich die Tritte, als der Kerl

mit der MPi näher kam.
»Nur keine Hektik«, ergänzte er locker und stieß die Tür so weit auf, daß sie mit der Klinke gegen die andere Wand stieß. Dann trat er in einen Raum, in dem kein Licht brannte nicht einmal eine Kerze.
Gefahr!
Sukos Sinne waren bis zum Äußersten gespannt. Sie signalisierten ihm dieses Gefühl. Etwas lag auf der Lauer wie ein Raubtier, das ihn gleich anspringen würde.
»Willst du nicht gehen?«
»Was soll ich in der Dunkelheit?«
Der Mann hinter ihm hob sein Bein und trat zu. Das hatte Suko nicht erwartet. Er hatte sich zu sehr auf die vor ihm liegende Finsternis konzentriert, in die er machtvoll hineinkatapultiert wurde.
Dann kamen sie über ihn.
Sie mußten vier oder fünf Personen sein. Suko bekam keine Chance. Er spürte ihre entschlossen geführten Hiebe, die gegen seinen Körper federten, genau dosiert waren, aber nicht so schlimm, daß sie Suko endgültig zu Boden gestreckt hätten.
Die ersten nahm der Inspektor, ohne sich zu wehren. Er rollte sich nur zusammen und gleichzeitig über den Boden, dann explodierte er. Er bäumte seinen Oberkörper aus der Rückenlage hoch, streckte die Beine, und die Füße fanden ihre Ziele.
Sie wühlten sich in weiche Gegenstände. Er hörte das Keuchen, auch mal ein wildes Fluchen. Jemand fiel zu Boden. Ein Wilder Schrei klang auf, als Suko mit einem Rundschlag jemand erwischte, der dumpf zu Boden prallte. Suko glaubte bereits, es geschafft zu haben, als die ihre Waffen zogen.
Suko vernahm das bekannte Pfeifen. Er hämmerte gegen seine linke Schulter. Ein harter Gegenstand, wahrscheinlich ein Kendo-Stock, der den linken Arm lähmte.
Jemand sprang auf seine Brust und fiel dort zusammen. Gleichzeitig wischte es über sein Gesicht, eine huschende Bewegung, als wäre er von einer Feder berührt worden.
Es war keine Feder, sondern eine Schlinge. Dünn und aus Seide, aber ungemein stark. Sie zurrte sich an seiner Kehle fest, biß sich in die Haut, schnürte die Luft ab, und wenn Suko sich jetzt hochgestemmt hätte, wäre dies einem Selbstmord gleichgekommen.
Er blieb liegen.
Der Kerl mit der Seidenschlinge befand sich hinter ihm. Dessen warmer Atem streifte Sukos Gesicht. Er nahm auch den Geruch wahr, der aus der Kleidung des Mannes strömte.
Schweiß und Gewürze mischten sich da.
Es war das letzte, was Suko überhaupt bemerkte. Etwas hämmerte in seinem Schädel.

Ein Weltall blitzte vor seinen Augen auf. Zahlreiche Sterne waren in Bewegung geraten, die auf ihn zurasten, in seinen Kopf eindrangen, dort explodierten und sein Bewußtsein auslöschten…

***

Wann Suko aus diesem Zustand wieder erwachte, konnte er selbst nicht sagen. Er wußte auch nicht, wieviel Zeit vergangen war. Jedenfalls lag er noch immer in der Dunkelheit und stellte sehr schnell fest, daß man ihn gefesselt hatte.

Seidenschlingen umwickelten die Arm- und Beingelenke. Sie waren so straff gespannt worden, daß es Suko nicht gelang, die Hände oder Füße auseinanderzuziehen. Wenn er sich bewegen wollte, mußte er sich zur Seite rollen. Darauf verzichtete er.

Suko brauchte Erholung.

So blieb er auf dem Rücken liegen und konzentrierte sich auf seinen Zustand.

Schlimm waren die Schmerzen am Hals, wo ihn die dünne Seidenschlinge gewürgt hatte. Da waren sicherlich Zeichen zurückgeblieben. Wenn Suko schluckte, bekam er Beschwerden. Seinem Kopf ging es ebenfalls nicht gut. Der Hieb hatte ihn an der Stirn erwischt, dort war bestimmt eine Beule gewachsen, und er fragte sich, aus welch einem Grund man ihn so behandelte.

Menschen, die ihn angerufen und Hilfe von ihm erwartet hatten.

Er wußte sehr gut, daß sich Mitglieder einer Minderheit untereinander halfen. Wenn bei Chinesen Not am Mann war, konnten diese Leute auf den Yard-Inspektor Suko zählen. Auch nach diesem Anruf war er losgefahren. Er hatte nicht lange gefragt, um was es ging, nur ein Satz war ihm in Erinnerung geblieben.

»Vetter, du mußt kommen!«

Der Begriff »Vetter« durfte nicht wörtlich genommen werden. Die zahlreichen Chinesen in der Welt bezeichneten sich als Vettern, obwohl sie nicht miteinander verwandt waren. Es gab ein ungeschriebenes Gesetz, daß einer dem anderen half, wenn sich jemand in Not befand.

Nun gab es auch »schwarze« Schafe unter den »Vettern«. Daran dachte man nicht, auch Suko tat es nicht.

Er war reingefallen und überlegte, wie er aus dieser Lage wieder herauskommen sollte.

Auf seinen Freund und Kollegen John Sinclair konnte er nicht zählen. Der wußte nicht einmal, wo Suko sich befand. Der Inspektor war am späten Nachmittag losgefahren, ohne John Bescheid zu geben, weil dieser unterwegs gewesen war.

Aus purer Lust hatte man ihn nicht niedergeschlagen. Dahinter steckte Methode. Sie wollten etwas von ihm. Nicht sein Leben, sonst

hätten sie ihn gekillt.

Vorerst ließen sie Suko schmoren. Sie hatten ihm die Hände auf den Rücken gefesselt, so daß es ihm auch nicht möglich war, auf die Uhr zu schauen. Er konnte nur liegenbleiben, warten und ein wenig hoffen.

Durch den Volltreffer hatte auch sein Gehör gelitten. Allmählich stabilisierte es sich wieder. Suko konnte lauschen, er wollte auch herausfinden, wo sich seine Gegner befanden.

Er hörte kaum Geräusche. Hin und wieder eine Stimme, mal einen Schritt, jedoch nie in der Nähe. Die Männer mußten sich in anderen Nebenräumen aufhalten.

Suko hatte auch weiterhin keine Ahnung, weshalb man ihn so behandelte und festhielt. Er war sich keiner Schuld bewußt, hatte niemanden provoziert, war dem Anruf seines »Vetters« gefolgt und lag nun gefesselt in irgendeinem Raum.

Der Inspektor beschäftigte sich mit seinen Fesseln. Daran hätte er drei Tage arbeiten können, ohne sie auch nur um eine Spur zu lockern. Sie blieben so hart wie Draht um seine Gelenke gewickelt und schnitten tief in die Haut.

Das Blut hatte sich gestaut, von den Händen und auch von den Füßen spürte Suko nichts mehr. Alles war taub, als wäre es einfach abgefallen. Plötzlich veränderten sich die Geräusche. Die Schritte nahmen an Lautstärke zu. Es war nur eine Person, die ging. Suko vernahm das Schleifen einer Tür, ein Luftzug strich durch die Finsternis und wehte auch über sein Gesicht. Und abermals roch er die ungewöhnlichen Düfte, zusammengesetzt aus fremdartigen Gewürzen.

»Wer bist du?« fragte Suko in die Dunkelheit hinein. »Los, gib endlich Antwort.«

Der Ankömmling sagte nichts. Dafür vernahm Suko sein Atmen.

Es waren pfeifende Laute, die in das Zimmer drangen, untermalt von einem leichten Keuchen.

»Weshalb haltet ihr mich hier fest? Es ist nicht die feine chinesische Art, so seine Dankbarkeit auszudrücken, Landsmann. Ich kenne mich da aus, schließlich bin ich selbst Chinese.«

Der Fremde erwiderte nichts. Dafür vernahm Suko einen Schritt, als der Mann in das Zimmer trat. Er war dabei sehr vorsichtig, bewegte sich zwar auf Suko zu, schlug jedoch einen Bogen, als hätte er trotz der Fesseln noch Angst vor dem Gefangenen.

Plötzlich blieb er stehen.

Suko hörte am Schaben oder Rascheln der Kleidung, daß er sich bewegte. Was er tat, war in der Dunkelheit nicht zu sehen, aber sehr bald schon wurde sie von einem Speer aus Licht durchbrochen. Der Mann hatte eine Lampe genommen und richtete den Strahl direkt gegen Sukos Gesicht, so daß dieser geblendet wurde, mit den Augen

zwinkerte und erst recht nichts erkennen konnte.

»Ist das eine Art von Folter?« sprach er fragend in die Helligkeit hinein.

»Nein, aber wir müssen vorsichtig sein.«

»Weshalb?«

»Ich kann es dir nicht sagen. Es ist einfach schlimm, verstehst du? Wir befinden uns in einer furchtbaren Lage.«

»Das glaube ich gern. Sonst hättet ihr mich ja nicht geholt. Aber gefesselt kann ich leider nichts ausrichten.«

»Man wird dir die Schlingen bald abnehmen.«

»Hoffentlich. Ich habe allmählich das Gefühl, meine Arme würden mir abfallen.«

»Du wirst dich noch zusammenreißen müssen.«

Suko lachte leise. »Ich möchte sehen, wenn einer von euch in die Lage gerät.« Er hielt die Augen noch immer geschlossen, weil der Lichtkegel in seinem Gesicht explodierte. Das dauerte noch zwei, drei Sekunden, dann schwenkte er zur Seite, wanderte noch über den Boden und verschwand. Der Mann aber blieb in der Tür stehen.

»Warte noch eine Weile«, sagte er zum Abschied.

Er ging weg. Suko lauschte seinen allmählich verklingenden Schritten nach. Die Stille trat ein. So sehr er sich auch umhörte, weitere Geräusche drangen nicht an seine Ohren.

Was wollten diese Leute von ihm?

Suko spekulierte darüber, zu einem Ergebnis kam er nicht. Aber er machte sich Vorwürfe. Er hätte seinem Freund John Sinclair Bescheid geben sollen, wo er hingefahren war. Wenn sein Verschwinden auffiel, konnte der Geisterjäger suchen, bis er schwarz wurde. Finden würde er ihn nicht. Und das konnte fatal ausgehen…

***

Es gibt Situationen, in die man einmal im Jahr praktisch hineingepreßt wird.

Das sind dann so Dinge wie: Was schenke ich guten Freunden oder Verwandten zum Geburtstag oder zu Weihnachten?

Ich hatte dieses zweite Problem mal wieder zu bewältigen. Natürlich gab es für meine Freunde nur Kleinigkeiten – Johnny Conolly, mein Patenkind einmal ausgenommen –, aber auch Kleinigkeiten summieren sich.

Ich hatte mir einen halben Tag Urlaub genommen, das heißt, bis zum Mittag war ich im Büro geblieben und anschließend gegangen.

Für die Kleinigkeiten würde der Nachmittag draufgehen. Johnny bekam von mir ein Fahrrad. Das hatte ich nicht selbst gekauft, sondern bei einem Versandhaus bestellt. Es war schon geliefert worden und stand bei den Conollys gut versteckt.

Aber was sollte ich seinen Eltern schenken? Und Glenda Perkins, Suko, Jane Collins, Sarah Goldwyn? Bei der Horror-Oma war es am einfachsten.

Drei Leerkassetten bereiteten ihr immer Freude. Bill bekam einen guten Whisky, aber bei den Frauen wurde es schwierig. Zudem brauchte ich noch etwas für meine Eltern.

Ich mischte mich also in den Trubel.

Und der war gewaltig. Die gleiche Idee wie ich hatten auch andere gehabt. London quoll über. Besonders im Bereich der Regent und Bond Street, der Kings Road und der Sloana Street. Natürlich auch in all den anderen kleinen Nebenstraßen, in denen zahlreiche Spezialgeschäfte wie Pilze aus dem Boden geschossen waren.

Für Suko fand ich einen originellen Wecker, mein Vater bekam ein in Leder eingebundenes Adreßbuch, bei den Frauen schließlich wurde es schwieriger.

In einem winzigen Laden, der mit Trödel vollgestopft war, fand ich schließlich Bilderrahmen aus Silber. Das war etwas für meine Mutter. Das gleiche Geschenk wollte ich auch Sheila machen. Sie konnte sich ein Foto ihrer Familie hineinstellen.

Das wäre erledigt.

Blieb noch Glenda. Was sollte ich ihr holen? Wie immer Parfüm?

Das war mir doch ein wenig zu billig. Nicht vom Preis her, sondern von der Idee.

Da mir die Füße vom langen Gehen schon schmerzten, legte ich eine Pause ein.

Das Lokal sah nett aus. Es war von außen grün angestrichen worden. Im Kontrast dazu standen die dunkelroten Fensterrahmen.

Hinter der Glastür empfing mich eine angenehme Wärme. Draußen war es naßkalt. Die Temperaturen bewegten sich knapp über dem Gefrierpunkt. Der Himmel war grau, und diese Farbe verteilte sich über der Stadt, wenn auch als etwas hellerer Dunst.

Von Männern und Frauen war es gleichmäßig gut besucht. Wer hier saß, trank Tee oder Punsch. Auch Glühwein wurde ausgeschenkt. Auf der Theke stand ein kleiner Tannenbaum mit elektrischen Kerzen. Zum Glück war es ein echter und keiner aus Kunststoff.

Ich fand einen Platz an der Theke und hängte die dicke Winterjacke hinter mir an einen Haken.

Der Wirt hatte sein schwarzes Haar glatt nach hinten gekämmt. Er war im Stil der alten Barkeeper aus den Vierzigern oder Fünfzigern angezogen. Ein weißes Hemd, eine schwarze Weste ohne Ärmel und eine ebenfalls schwarze Hose.

»Was darf ich Ihnen bringen, Sir?« Er schob mir eine kleine Schale mit gesalzenen Erdnüssen über die blanke Tresenplatte zu.

»Ein Glühwein wäre bei diesem Wetter nicht schlecht – oder?«

»Da haben Sie recht, Sir.«
»Dann geben Sie mir ein Glas.«
»Kommt sofort, Sir.«
Im Lokal bediente ein zweiter Mann, der aussah wie der Bruder des hinter der Theke arbeitenden.
Der Glühwein kam schnell. Links von mir, an einem runden Tisch, saß eine Gruppe von Männern und Frauen, die sich köstlich amüsierten und über ihre Firma herzogen.
Ich bekam meinen Glühwein. Der Dampf stieg mir entgegen. Mit einem schmalen Löffel rührte, ich noch einmal um und trank in vorsichtigen Schlucken.
Der Glühwein brannte zunächst im Mund. Nach dem dritten Schluck hatte ich mich dann an ihn gewöhnt. Jetzt begann er zu schmecken.
Ich zündete mir eine Zigarette an und schaute in die aus meinem Mund aufsteigenden Rauchwolken.
Zu arbeiten, ist eine Sache. Durch die Stadt zu laufen und Geschenke auszusuchen, eine andere. Beides kann erschöpfen. Mir erging es so, daß ich von der Lauferei ziemlich kaputt war.
Eigentlich hatte ich darüber nachdenken wollen, was ich Glenda kaufen wollte, das brachte ich einfach nicht fertig. Es mußte an der Atmosphäre liegen, daß meine Gedanken auf Wanderschaft gingen und ich mich nicht konzentrieren konnte.
Alles war irgendwie anders. Ich hatte das Gefühl, auf einer Insel zu hocken. Ich wurde schläfrig, entspannte mich tatsächlich und merkte kaum, daß ich mein Glas schon leergetrunken hatte.
Erst als der Keeper fragte, ob er mir noch ein zweites servieren könnte, schreckte ich hoch.
»Ja, natürlich, gern.«
»Er schmeckt Ihnen, Sir?«
»Sehr gut.«
»Das freut mich. Dieser Glühwein ist unsere Spezialität, wenn Sie verstehen.«
»Gratuliere.«
»Sie sind aber zum erstenmal hier…?«
Ich nickte ihm zu. »Sicher. Ich wohne ein wenig weit weg, muß aber sagen, daß es mir gefällt.«
»So ist das oft.«
Er wurde gerufen, weil die Gäste am runden Tisch auch Glühwein bestellten.
Mittlerweile war es draußen längst dunkel geworden. Wenn ich mich drehte und aus dem Fenster schaute, sah ich die Menschen als Schatten vor den Scheiben einherwandern, hin und wieder von Scheinwerfern vorbeifahrender Wagen angestrahlt.
Ich bekam mein zweites Glas und griff auch zu einer weiteren

Zigarette.

Eigentlich hatte ich mir das Rauchen abgewöhnen wollen, aber es klappte nicht so richtig. Es gab Tage, wo ich überhaupt nicht rauchte, und dann wieder – so wie jetzt – überkam es mich. Manchmal ist der Mensch willensschwach.

Auch wenn man nicht allein in einem Pub sitzt, kann man sich einsam vorkommen. Von diesem Gefühl bekam ich etwas mit. Ich dachte daran, wie ich die Feiertage verbringen wollte, falls ich dazu kam und mir meine Gegner Zeit ließen.

Vielleicht würde ich nach Schottland fahren, wo meine Eltern wohnten. Das wäre gar nicht mal schlecht gewesen. Ich fühlte mich dort sehr wohl, und meine Mutter würde wieder anfangen, wie eine Weltmeisterin zu kochen. Noch dauerte es drei Wochen, und in dieser Zeit, das wußte ich aus Erfahrung, konnte verdammt viel passieren.

Das Telefon stand im Regal hinter der Theke, umrahmt von mehreren Flaschen.

Es hatte einige Male geklingelt, aber keiner der Gäste war zum Apparat gerufen worden. Es ging bei den Anrufen stets um Tischreservierungen, die der Keeper notierte.

Auch als jetzt das Telefon klingelte, würde es wieder um das gleiche Thema gehen, doch diesmal irrte ich mich. Der Keeper hielt den Hörer vom Ohr weg, schaute sich um, bis sein Blick auf mir haften blieb. Er fragte: »Sie sind Mr. Sinclair?«

»Das bin ich.«

»Da ist jemand, der Sie sprechen möchte.« Er reichte mir den Apparat herüber.

Ich war überrascht und erstaunt zugleich. Wer konnte mich hier anrufen? Wer wußte überhaupt, daß ich mich in diesem Pub befand.

Wenn ja, dann hatte mich der Anrufer beobachtet. »Wollen Sie annehmen?«

»Natürlich.«

Ich bekam den Hörer in die Hand gedrückt und den Apparat neben das Glas gestellt.

»Ja, bitte.«

»Sinclair?«

»Auch.«

Die fremde Stimme redete weiter. »Hören Sie gut zu, Sinclair, und zwar verdammt gut. Bleiben Sie heute abend zu Hause! Klar?«

»Nein!«

»Sie sollen zu Hause bleiben.«

»Und weshalb?«

»Das werden Sie im Laufe des Abends erfahren.«

Ich lachte in den Hörer. »Sagen Sie mal, Mister. Wer sind Sie eigentlich?«

»Wir werden uns noch kennenlernen.«

»Können Sie mir nicht jetzt schon Ihren Namen sagen?«

»Das mache ich nicht. Nur soviel: Bleiben Sie am heutigen Abend zu Hause.«

Ich hatte noch eine Frage stellen wollen, aber er legte sehr schnell auf. Ich drückte auch den Hörer wieder zurück und schaute nachdenklich in mein Glas.

Die Stimme des Anrufers hatte ich aller Wahrscheinlichkeit nach noch nie im Leben gehört. So sehr ich auch darüber nachdachte, mir fiel nichts ein. Aber dieser Bursche kannte mich, und er hatte mich beobachten lassen.

Seine Stimme hatte normal geklungen. Daran war nichts Außergewöhnliches gewesen, ohne Haß, ohne Zorn, ziemlich emotionslos.

Aber sie hatte so geklungen, als würde ein Mann dahinterstehen, der genau wußte, um was es ging.

Ich trank auch vom zweiten Glas und schaute dabei ins Leere. Der Arm des Keepers geriet in mein Blickfeld, die Hand tastete nach dem Apparat und nahm ihn wieder weg.

»Schlechte Nachrichten, Sir?«

»Wie man's nimmt«, sagte ich. »Jedenfalls kann ich mich nicht länger hier aufhalten.«

»Schade.«

»Finde ich auch. Wieviel habe ich zu zahlen?«

Er nannte mir den Preis. Ich legte noch ein Trinkgeld hinzu, trank den mittlerweile leicht abgekühlten Glühwein und rutschte vom Hocker. Die Tüte mit den Geschenken hatte ich neben mich gestellt.

Schal um den Hals gewickelt, Jacke an und mit der großen Tüte bewaffnet, verließ ich den Pub.

Ein winterlicher Großstadtabend empfing mich. Viele bunte Lichter, noch mehr Verkehr. Menschen, die hasteten, Ampeln, die umschlugen, Stimmenwirrwarr, dazwischen die süßlich klingende Weihnachtsmusik, die weihnachtlich geschmückten Geschäfte, die großen Tannenbäume und die elektrischen Kerzen.

Viel Streß, viel Hektik, aber auch strahlende Kinderaugen, die alles nicht so tragisch nahmen und sich auf das Fest freuten. Sollten sie, der Rummel würde sie noch früh genug umschließen.

Es war nicht allzu weit bis zur nächsten U-Bahn-Haltestelle. Nach dem schrecklichen Unglück in Londons größter U-Bahn-Station war ein absolutes Rauchverbot erlassen worden. Ich fand es gut. Es gab auch Leute, die es kontrollierten.

Ich besorgte mir ein Ticket, durchging die Sperre und wartete auf die Bahn.

Natürlich beschäftigte ich mich mit dem geheimnisvollen Anruf.

Ich war sicher, daß da etwas auf mich zukam. Grundlos hatte man mich nicht unter Kontrolle gehalten.

Aber wer konnte etwas von mir wollen? Was steckte dahinter?

Fragen, auf die mir eine Antwort mehr als schwerfiel.

Die Bahn kam.

Ein Ungeheuer schoß aus der Röhre. Stahl und Glas, dabei verschmiert, denn die Sprayer waren immer unterwegs. Mir machte das nichts, so wurde manch dummer Werbespruch von originellen Reimen überdeckt, an denen man sich noch erfreuen konnte.

Jeder konnte einsteigen, jeder bekam einen Platz, auch ich. Ich hockte am Ende des Wagens und sah vor mir einen Chinesen stehen, der mit dem Rücken an einer Haltestange lehnte und teilnahmslos ins Leere starrte. Er trug einen dünnen Staubmantel, viel zu kalt für diese Jahreszeit. Die unter dem Saum hervorschauenden Hosenbeine gehörten ebenfalls zu einem alten Kleidungsstück.

Der Chinese stieg auch dort aus, wo ich den Wagen verließ. Er ging vor mir. Seine Kleidung strömte einen fremdartigen, auch scharfen Geruch aus.

Auch mein Freund Suko war Chinese. Mit ihm hätte ich gern über den Anruf gesprochen. Das wiederum war nicht möglich. Suko hätte eine Botschaft von einem seiner zahlreichen »Vettern« erhalten und war losgefahren, um dem Mann zu helfen.

Da er nicht in London wohnte, sondern in einer ziemlich einsamen Ecke südwestlich davon, war mein Freund schon ziemlich früh gefahren. Worum es ging, hatte man ihm nicht mitgeteilt. Jedenfalls gehörte es zu seinen Pflichten, helfend einzugreifen.

Den Rest der Strecke ging ich zu Fuß. In meinem Mund lag noch immer der Geschmack des Glühweins. Er vermischte sich mit dem sichtbaren Atem vor meinen Lippen.

Ich wohne in einem Hochhaus. Es grüßte wie ein viereckiger Turm, an dessen Seiten zahlreiche Lichter blinkten. In der Dunkelheit hatte sogar ein Haus wie dieses etwas Besonderes an sich, obwohl ich es nicht als meine Heimat betrachtete. Man wohnte eben darin, und das war alles.

Der Portier stand vor seinem Glaskasten und putzte die Scheibe.

Er hörte und sah mich, drehte sich um, lächelte.

»Weihnachtsputz?« fragte ich.

»Weihnachtseinkäufe, Mr. Sinclair?«

»So ähnlich.«

»Ja, auch ich muß etwas tun. Ist sonst alles klar?«

»Immer.« Ich winkte ihm zu. Er wünschte mir noch einen angenehmen Abend, dann ging ich zum Fahrstuhl.

In der Wohnung verstaute ich die Tüte mit den Geschenken im Schlafzimmer. Irgendwie hatte mir der Anruf den Tag oder den Abend

verdorben. Als Scherz oder Spaß faßte ich ihn keinesfalls auf.

Der Anrufer hatte genau gewußt, was er wollte, und er hatte mich unter Kontrolle gehabt. Daß ich in den Pub gehen würde, hatte längst nicht festgestanden.

In der Küche machte ich mir erst einmal einen Kaffee. Etwas essen mußte ich auch. Ich fand noch eine Dosensuppe und schnitt mir zwei Scheiben Brot ab.

Die Suppe war schnell warm. Im Stehen löffelte ich sie in der Küche. Mit der Warmhaltekanne bewaffnet und einer Tasse in der anderen Hand, betrat ich mein Wohnzimmer, haute mich in den Sessel und wartete auf den Anruf. Die Zeit dehnte sich wie Kaugummi, zog sich hin. Ich schielte des öfteren zum Telefon, aber das rührte sich nicht.

Trotz des Kaffees spürte ich die Müdigkeit. Die Augen fielen mir fast automatisch zu.

Vergessen war der Anrufer, ich befand mich in einem regelrechten Tiefschlaf, aus dem mich das Schrillen des Telefons hervorholte, so daß ich hochschreckte.

Das mußte er sein!

Bevor ich abhob, warf ich einen Blick auf die Uhr. Drei Stunden vor Mitternacht, eine noch christliche Zeit für ein Telefongespräch.

»Ja bitte«, sagte ich wieder.

»Ah, Sie sind zu Hause, Mr. Sinclair. Brav, sehr brav…«

»Was wollen Sie?«

»Hören Sie mal genau zu und gehen Sie nicht vom Apparat weg. Alles verstanden?«

»Ja.«

Ich hörte zu und schrak zusammen. Was da aus dem Hörer an meine Ohren drang, war ein furchtbarer Schrei. Grauenvoll, als wäre er von einer Person ausgestoßen worden, die sich in Todesangst befand. Ich hörte nicht einmal heraus, ob es sich bei dem Schreienden um einen Mann oder eine Frau handelte, tippte jedoch vom Gefühl her auf einen Mann.

Wie lange die Person schrie, konnte ich auch nicht sagen. Es kam mir sehr lange vor, bis sie schließlich verstummte und Stille eintrat.

Eine bedrückende Stille, wie ich fand, und ich vernahm auch kein Atmen.

»Hallo«, sagte ich mit einer veränderten Stimme. Auf meiner Stirn lag ein dünner Schweißfilm.

»Haben Sie ihn gehört, Mr. Sinclair?«

»Er war ja wohl kaum zu überhören.«

»Sehr richtig. Der Mensch, der den Schrei ausgestoßen hat, mußte furchtbar leiden.«

»Weiter!«

»Und so, wie er geschrien hat, wird auch bald Ihr Freund Suko

schreien, wenn Sie nicht genau das tun, was wir von Ihnen verlangen. Haben wir uns bisher verstanden?«

»Akustisch wunderbar«, erwiderte ich und drückte meinen Schreck her unter, den ich bei der Erklärung des Unbekannten bekommen hatte. »Was aber steckt dahinter?«

»Sie werden es vielleicht erfahren, wenn Sie herkommen.«

»Und wohin, bitte?«

»Nach Fillingrow.«

Ich räusperte mich. »Tatsächlich? Dort befindet sich doch mein Freund und Kollege Suko.«

»Exakt.«

»Und was soll ich dort? Ich habe dort keine ›Vettern‹.«

»Das wissen wir. Sie sollen nur kommen, das ist alles. Nur kommen, schauen und handeln.«

»Wie nett. Meinen Sie, ich hätte einfach Zeit?«

»Wenn es um das Leben Ihres Freundes geht, sollten Sie über den eigenen Schatten springen.«

Da hatte er recht. »Wann erwarten Sie mich?«

»Morgen Abend. Aber seien Sie pünktlich.«

»Sagen Sie mir eine Zeit.«

»Gegen neunzehn Uhr.«

»Werde ich Suko lebend sehen?«

»Das hoffe ich doch sehr.« Der Unbekannte räusperte sich. »Hören Sie noch einmal zu, Mr. Sinclair!«

Den Schrei kannte ich bereits. Trotzdem jagte er mir auch jetzt eine Gänsehaut über den Rücken. In dieses furchtbare Geräusch hinein erklang das harte Lachen des unbekannten Anrufers.

Dann hörte ich nichts mehr, nur noch diesen langgezogenen Piepton aus dem Hörer.

Ich schloß sekundenlang die Augen. Äußerlich bot ich einen ruhigen Anblick, im Innern jedoch war ich aufgewühlt und hochgradig nervös. Ich glaubte dem Anrufer. Ich glaubte fest daran, daß er und seine Kumpane Suko gefangenhielten.

Aber warum?

Sie hatten ihn um Hilfe gebeten, er war gefahren, und jetzt rief man mich an. Auch ich sollte in diesen Ort kommen und ebenfalls in eine Falle gelockt werden.

War es tatsächlich eine Falle? So recht wollte ich daran nicht glauben, denn eine erkannte Gefahr ist eine halbe Gefahr. Dann hätte man mich nicht erst zu warnen brauchen. Mit diesem Herlocken verfolgte man meiner Ansicht nach eine andere Absicht.

Es gehört zu meinem Job, daß mir schon rätselhafte Dinge passiert sind. Das war auch hier der Fall. Meine Gegner bedienten sich oft ungewöhnlicher Methoden, um meiner habhaft zu werden. So war es

auch hier. Etwas allerdings sah ich als positiv an. Der Anrufer war sicherlich kein Dämon gewesen.

Mir schossen zahlreiche Vermutungen durch den Kopf. Es gab viele asiatische Sekten, auch chinesische. Oft gefährliche Gruppen, die weder Tod noch Teufel scheuten.

Das schien hier der Fall zu sein. Suko mußte meiner Ansicht nach an eine dieser Gruppen geraten sein.

Am nächsten Tag sollte ich erst fahren. Ich wollte mich an die Richtlinien halten, wußte aber auch, daß eine sehr lange Nacht mit quälenden Gedanken vor mir liegen würde. Ob ich überhaupt Schlaf finden würde, stand in den Sternen.

Die vorweihnachtliche Stimmung jedenfalls war hin…

***

Auch für Suko wurde die Nacht sehr lang. Hinzu kam diese verdammte Dunkelheit, in der er lag. Wie in schwarze Watte eingepackt, kam er sich vor. Man hatte ihm keinerlei Erklärungen mehr gegeben und ihn allein gelassen. Wie vergessen kam er sich vor.

Einmal hatte es eine Unterbrechung gegeben. Da hatte er einen furchtbaren Schrei gehört. Dann war Pause gewesen, dann war der Schrei abermals aufgeklungen.

Jetzt lag Suko wieder in dieser bedrückenden Stille und Dunkelheit. Niemand ließ sich blicken. Er wußte auch nicht, wieviel Zeit verstrichen war.

In diesem Raum herrschte immer Nacht. Suko wußte nicht einmal, ob sich eine Lampe an der Decke befand.

Und so wartete er.

Der Schrei wiederholte sich nicht. Dafür vernahm er andere Geräusche.

Schritte…

Diesmal war es nicht nur eine Person, die sich ihm näherte. Es mußten mehrere sein.

Er lauschte gespannt. Mit starrem Blick schaute er in die Finsternis, ohne überhaupt etwas erkennen zu können. Nicht einmal einen Schatten oder eine Bewegung.

Aber sie waren da.

Nicht nur eine Person, vielleicht vier oder fünf. Sie hielten sich in seiner Nähe auf. Er nahm ihren Geruch auf und hörte das Schleifen ihrer Sohlen auf dem Boden.

Dank der Geräusche konnte er sich so gut orientieren. Er stellte fest, daß sie einen Kreis zogen. Ja, sie kreisten ihn regelrecht ein, als sollte er, in der Mitte liegend, das Opfer werden.

Noch blieb es dunkel. Nicht der kleinste Lichtschein durchbrach die Finsternis.

Suko wartete.
Die Zeit erschien ihm jetzt noch länger. Er spürte auch die Fesseln nicht mehr, ignorierte den Druck der dünnen Schnüre einfach, die anderen Dinge waren zu dominierend.
Etwas schrammte über den Boden. Suko mußte raten und kam zu dem Ergebnis, daß es sich dabei um Möbelstücke handelte, die verrückt worden waren.
Möglicherweise handelte es sich dabei um Stühle oder andere Sitzgelegenheiten. Dann trat Stille ein.
Kurze Zeit später merkte Suko, daß es so still nicht war. Er vernahm ein schweres Atmen. Geräusche, die abgehackt klangen, als stünden gewisse Personen unter einem schweren Druck.
Weshalb wurde kein Licht gemacht?
Suko hatte sich entschlossen, selbst die Initiative zu ergreifen. Er stellte eine Frage. »He, wer seid ihr denn? Weshalb zeigt ihr euch nicht? Macht es Spaß, in der Dunkelheit zu hocken?«
Er bekam keine Antwort.
Wieder verstrich Zeit. Bis plötzlich alles anders wurde. Unter der Decke erschien ein heller Kreis. Eine Lampe war eingeschaltet worden. Ihr Licht strahlte auch in die Tiefe und füllte genau die Fläche des Raumes aus, die es auch ausfüllen sollte.
Suko, der lange im Dunkeln gelegen hatte, mußte einige Male blinzeln, um überhaupt etwas erkennen zu können.
Vor seinen Augen lag ein leichter Schleier, der aber sehr schnell verschwand.
Er sah – und glaubte sich in einen Alptraum versetzt. Was sich da um ihn herum verändert hatte, konnte kaum wahr sein. Trotzdem entsprach es den Tatsachen.
Es mußten sechs Personen sein, die um ihn herum saßen. Menschen – oder nicht?
Jedenfalls trugen sie lange, blauschimmernde Umhänge, die über den Boden schleiften.
Aber das war es nicht, was den gefesselten Suko so erschreckte. Jeder dieser Männer hatte sich verändert.
Suko starrte in die häßlichen Fratzen von sechs Werwölfen!

***

Das war selbst für ihn zuviel.
Für einen Moment hielt er den Atem an. Im Hals spürte er das harte Kratzen, sein Herzschlag hatte sich beschleunigt, weil er daran dachte, wie wehrlos er diesen Bestien gegenüber war. Er lag gefesselt vor ihren Füßen, sie konnten sich auf ihn stürzen und ihn vernichten. Er hätte nichts dagegen tun können.
Aus ihren Mäulern drang kein Laut. Stumm hockten sie vor ihm, ihre

Arme unter den langen Umhängen verborgen, die auch nichts von den Füßen freiließen.

Allein ihre Anwesenheit war eine Drohung. Auch wenn Suko nicht gefesselt gewesen wäre, hätte er gegen diese Übermacht keine Chance gehabt. Was aber hatte das für einen Sinn?

Allmählich hatte Suko den ersten Schreck verdaut. Um sprechen zu können, mußte er sich räuspern. »Okay, Freunde«, sagte er ziemlich locker. »Ihr habt also euren Spaß gehabt. Jetzt seid ihr da, und ich liege hier vor euch.«

Einer von ihnen begann zu reden. Und er tat etwas, das Suko überraschte. Er schob die Arme unter dem Umhang hervor. Suko stellte fest, daß die Person keine Werwolfpranken besaß. Dafür normale Hände wie jeder Mensch. Das war ihm ein Rätsel.

Es wurde sehr bald gelöst, denn der »Werwolf« hob die Arme an und zog mit einem Ruck die Maske von seinem Gesicht fort. Suko schaute in die ihm unbekannten Gesichtszüge des Landsmannes.

Der Chinese war schon älter. Seine Haut zeigte ein Muster aus zahlreichen Falten, in denen der Mund kaum zu erkennen war.

Suko sah nicht mehr als einen Strich.

»Du bist der Anführer?« fragte er.

»Ja. Ich habe dafür gesorgt, daß du herkamst.«

»Wer bist du?«

»Ich heiße Ho Chan.«

»Und du empfängst so einen Freund?«

Ho Chan hatte seine Maske auf die Knie gelegt. Er spielte damit und bog sie auseinander. »Es kann sein, daß du ein Freund bist, die Hand würde ich dafür nicht ins Feuer legen.«

»Ich bin sofort gekommen.«

»So war es auch vereinbart.«

»Dann haben deine Männer mich niedergeschlagen…«

»Uns blieb keine Wahl.«

»Das verstehe ich nicht…«

»Wir werden dir die Fesseln bald abnehmen und dich in einen Raum bringen. Es gehört alles zu unserem Plan, der sich erst am nächsten Tag erfüllen wird, hoffe ich.«

»Und was wird sich dort ändern?«

»Ich möchte es dir noch nicht sagen, Suko. Daß sich höchstwahrscheinlich etwas ändern wird, ist für mich klar. Für dich wird es auch bald der Fall sein. Du brauchst nichts zu befürchten, wenn du vernünftig bist. Stellst du dich aber quer, sind wir leider gezwungen, dich zu töten.«

»Wer seid ihr?«

»Eine Gruppe, die eigentlich in Frieden leben will, die man aber nicht in Frieden läßt. Der Fluch deiner und unserer Heimat verfolgt uns. Wir

wollen hoffen, daß wir ihn gemeinsam löschen können. Noch einmal. Es tut mir leid, daß wir dich so haben behandeln müssen, aber wir hatten keine andere Wahl.« Ho Chan erhob sich und nickte den anderen zu. »Schafft ihn in den Brunnen«, sagte er nur. »Dort könnt ihr ihm die Fesseln abnehmen, aber haltet ihn weiterhin unter Kontrolle.«

Die übrigen »Werwölfe« verneigten sich. Sie besaßen Respekt vor ihrem Anführer.

Suko aber verstand überhaupt nichts mehr…

***

Superintendent Sir James Powell war skeptisch. Sein gutes Recht, und er verstand mich auch nicht. »Ich weiß nicht, John, ich an Ihrer Stelle hätte anders gehandelt.«

»Wie denn?«

»Nicht gewartet.«

»Und Suko?«

Sir James hob die Schultern. »Sie hätten schon heimlich nach Fillingrow fahren und sich dort umschauen können. Dann hätten Sie schon einen Vorsprung gehabt.«

»Nein, Sir, ich habe Zeit.«

»Und Suko?«

»Er hat es sicherlich überlebt. Diese Leute wollten etwas von ihm und wollen auch etwas von mir.«

»Was könnte es sein?«

»Sir, da bin ich überfragt. Aber ich werde es herausfinden.«

»Jedenfalls wünsche ich Ihnen viel Glück. Melden Sie sich bitte, wenn Sie eingetroffen sind.«

»Das ist selbstverständlich.«

Ich war nach dem Gespräch rechtzeitig genug losgefahren und würde bei Einbruch der Dunkelheit in Fillingrow eintreffen, einem kleinen Ort, der östlich von Dover lag, in einer ziemlich einsamen Gegend und nicht allzu weit von der Küste entfernt.

Bis Ashford konnte ich die M20 benutzen, einen gut ausgebauten Motorway. Diese Autobahn führte fast bis Dover. Sie wurde vor allen Dingen von den Leuten benutzt, die mit einer Fähre über den Kanal gekommen waren.

Dieser Tag war wieder einmal typisch für unsere Insel. Zwar stand die Sonne am Himmel, trotzdem war von ihr so gut wie nichts zu sehen. Sie versteckte sich hinter hohen, grauen Wolken und hellte sie nur an der oberen Grenze auf. Über das flache Land floß der Dunst wie ein dünner Schleier. Ohne Licht konnte kaum gefahren werden.

Ich hatte mir alles gut ausgerechnet, aber auch Geisterjäger können manchmal mit dem Schicksal hadern, der in meinem Fall Verkehrsstau

hieß. Ausgerechnet zwischen zwei Abfahrten. Ich hatte leider das Radio nicht eingeschaltet gehabt und rollte so an den Stau heran. Da ging gar nichts mehr.

Es war ein mächtiger Unfall passiert, denn ich sah in der Luft einen Rettungshubschrauber, der seine Kreise zog und neben der Bahn landete. Das konnte noch dauern.

Etwa zehn Minuten später hob der Hubschrauber wieder ab. Bis sich die Schlange der Wagen allerdings in Bewegung setzen konnte, war eine Stunde vergangen.

In dieser Zeit hätte ich längst in Fillingrow sein können. So würde ich mit Verspätung eintreffen, was mich wiederum ärgerte. Ich konnte nur hoffen, daß die Verzögerung für Suko keine Nachteile beinhaltete.

Als ich an der Unfallstelle vorbeirollte, erkannte ich, daß in den Unfall auch ein Truck verwickelt gewesen war. Ein mächtiger Koloß, der mit seiner harten Schnauze einige Wagen ineinander geschoben hatte. Sehr lange brauchte ich nicht auf der Bahn zu bleiben. In der Höhe von Ashford nahm ich die Abfahrt in Richtung Hamstreet und befand mich in einem weiten flachen Land, das man als romantisch bezeichnen konnte, mit seinen Wäldern, den weiten Grasflächen, den Weiden, den vielen Bächen und kleinen Brücken, die darüber hinwegführten.

Aber all dies schälte sich erst spät aus dem Dunst der tiefen Wolken. Sie schienen alles verdecken zu wollen, als seien sie zu den Hütern einer Landschaft geworden, die den Menschen nicht immer vor Augen geführt werden sollte.

Sie war nicht leicht zu nehmen. Viele Menschen, die schon schwermütig waren, bekamen Depressionen. Ich rollte durch einen kleinen Ort, in dem die alten Steinhäuser oft so schief standen wie die Böschungen der Bäche, die zu dieser Zeit viel Wasser führten.

Manchmal sah ich auch Bauern auf öden Feldern. Im Dunst wirkten sie wie ferne Gespenster.

In dieser Gegend hielten sich auch die Sagen über Trolle, Feen und andere Märchengestalten. Hier glaubten viele noch an den Kobold und verwunschene Geister.

Der große Verkehr rollte vorbei. Erst dicht an der Küste wurde es lebhafter, aber so weit brauchte ich nicht. Fillingrow lag, wie man so schön sagt, mittendrin.

Die Straße war nicht sehr breit. Stellenweise asphaltiert, sonst nur mit einem Splitbelag versehen. Ich hatte die Scheinwerfer eingeschaltet. Durch die langen Lichtarme dampfte der dünne Dunst als wolkiger Schleier.

Die Heizung arbeitete gut. Es war sehr warm im Wagen, ich stellte sie etwas zurück. Vom Boden her drang Kühle in das Innere.

Die Dämmerung kroch heran. An diesem Tag war es eigentlich nie

richtig hell geworden, nun allerdings fielen die grauen Schatten über das Land und ließen es noch verwunschener aussehen. Wenn ich die schiefen, knorrigen Bäume sah, so hatte ich den Eindruck, als wollten ihre Äste nach meinem Rover fassen.

Anders verhielt es sich mit den aufrecht stehenden Pappeln. Auch sie begleiteten mich über ein bis zwei Meilen hinweg. Sie standen an den Straßenrändern wie Zinnsoldaten.

Wenn mir Fahrzeuge entgegenkamen, wurde es immer wieder knapp. Im Graben landete keiner.

Wieder erschien vor mir ein Dorf. Ich brauchte es nicht zu durchfahren, weil sich die Straße dicht davor teilte. Ich nahm die nach links führende, rollte weiter, fuhr an Feldern vorbei, die wie leere Totenacker aussahen. Der Dunst schwebte lautlos über sie hinweg, als besäße er Flügel, um sich bewegen zu können.

Jetzt hätte ich gern etwas gegessen, doch ich verschob dies auf später. In Fillingrow würde ich bestimmt eine Kleinigkeit bekommen.

Es waren noch sechs Meilen, mehr nicht.

Die Straße beschrieb eine Linkskurve. Ich tauchte regelrecht in sie hinein. Rechts begleiteten mich schlanke Birken, links war das Gelände offen, und genau dort stand auch die Gestalt.

Da ich langsam fuhr, konnte ich sie trotz des Dunstes erkennen und stellte fest, daß es sich um eine Frau handelte. Jedenfalls besaß sie langes Haar. Die Anhalterin trug einen langen Mantel, hatte einen Arm erhoben und winkte fast provozierend langsam.

Ich ließ den Rover ausrollen.

Eigentlich war es nicht meine Art, Anhalter mitzunehmen. Diesmal hatte ich das Gefühl, daß die Person nach Fillingrow wollte, und genau dort wollte ich auch hin. Möglicherweise konnte sie mir einige Informationen über den Ort geben.

Direkt neben ihr stoppte ich.

Sie beugte sich vor. Ihr Gesicht schwamm im Nebel. Ich öffnete die Beifahrertür und fragte: »Wohin?«

»Fillingrow!«

»Das ist auch mein Ziel.«

»Nehmen Sie mich mit?«

»Steigen Sie ein.«

Sie schob sich in den Wagen. Ich warf ihr einen Blick zu und schaute gegen ein etwas männlich wirkendes Profil. Unter der Nase zeichneten sich schmale Lippen ab. Das Kinn stand um eine Idee zu weit vor.

Da die Person so ernst wirkte, versuchte ich es mit einem Scherz.

»Mein Vater hat mich immer davor gewarnt, Anhalter mitzunehmen. Was ich jetzt tue, ist nicht in seinem Sinne.«

»Soll ich wieder aussteigen?«

»Nein, bleiben Sie sitzen. Es war nur ein Scherz.«

»Ach so.«

Ich startete und war auch weiterhin über das Benehmen des Anhalters verwundert. Mann oder Frau?

Der lange Mantel ließ keine direkten Schlüsse zu. Auch im Sitzen reichte er bis zu den Waden. Von den Händen war ebenfalls nichts zu sehen. Wegen der Kühle steckten sie in Handschuhen.

»Stammen Sie aus Fillingrow?«

»Nein.«

»Aber Sie wohnen dort?«

»Ja.«

»Gefällt es Ihnen?«

»Man lebt.«

»Gesprächig sind Sie nicht.«

Die Person schaute weiterhin stur geradeaus. »Ich lasse mich nur nicht gern ausfragen.«

»So ist das. Nein, das haben Sie falsch gesehen. Ich will Sie nicht ausfragen. Ich wollte nur etwas über den Ort wissen, dem ich einen Besuch abstatten werde.«

»Er ist nichts Besonderes.«

»Meinen Sie?«

»Ja.«

Ich wunderte mich immer mehr.

Normalerweise hätte die Frage kommen müssen, wen ich nun aufsuchen wollte, aber nichts dergleichen wollte er wissen. Dieser Mensch blieb stumm.

»Darf ich Sie mal etwas fragen?« erkundigte ich mich und schaute nach vorn, wo die Straße zu einem breiten Strich wurde und im Grau zwischen Dämmerung und Nebel verschwand.

»Ungern.«

»Ich tue es trotzdem. Sie sind weiblich oder männlich?«

Für einen Moment blieb der Unbekannte stumm. Die Frage mußte ihn wohl zu sehr überrascht haben. »Spielt das eine Rolle?«

»Eigentlich schon. Sie sehen aus wie eine Frau, doch ihre Stimme klingt tiefer.«

»Wenn ich eine Frau wäre, würden Sie dann über mich herfallen wollen?«

»Das bestimmt nicht«, erwiderte ich auflachend.

»Dann ist es ja gut.«

Diese Person, ich bezeichnete sie für mich als Neutrum, war schon ungewöhnlich. Sie hockte auf dem Beifahrersitz und hatte die Arme vor der Brust verschränkt. Ihre Hände waren in den Ärmeln verschwunden.

Dann sprach sie. »Was wollen Sie in Fillingrow?«

»Mal sehen.«

Sie lachte auf. Wieder konnte ich nicht hören, ob ein Mann oder eine Frau gelacht hatte. »Sie sprachen vorhin davon, was Ihr Vater mal sagte.«

»Was denn?«

»Die Sache mit den Anhaltern.«

»Ach so, ja, stimmt.«

Sie nickte, und plötzlich bewegte sie sich gedankenschnell. Am schnellsten den linken Arm, den sie aus dem Ärmelschutz hervorholte. In der Hand blinkte etwas Langes, Helles, und sie warf sich gleichzeitig nach links, auf mich zu.

Ich war viel zu sehr mit dem Fahren beschäftigt, um reagieren zu können.

Plötzlich spürte ich die Kälte des Messers an meinem Hals und vernahm die flüsternde Stimme. »Dein Vater hat recht gehabt. Man soll keine Anhalter mitnehmen. Du hättest auf ihn hören sollen.«

Ich saß steif wie eine Puppe da und stierte durch die Scheibe. »Ja, das scheint mir auch so.«

»Jetzt halte an!«

Nichts, was ich lieber getan hätte. Ich stoppte nicht ruckartig, schließlich wollte ich nicht, daß die Klinge in Bewegung geriet und mir den Hals durchschnitt. Behutsam ließ ich den Wagen ausrollen und war froh, daß er stand und mir nichts passiert war.

»Gut gemacht!« lobte mich der unheimliche Anhalter.

»Und wie geht es weiter?«

Ich hörte das leise Lachen aus seinem Mund wehen. »Ich möchte dich warnen.«

»Vor wem?«

»Vor dem Ort!«

»Fillingrow?«

»So ist es.«

»Ich soll also nicht hinfahren?«

»Sehr richtig.«

»Und weshalb nicht?« Nach dieser Frage schielte ich auf die Messerklinge.

»Es ist nicht gut. Du darfst nichts durcheinanderbringen. Laß die Dinge, wie sie sind.«

»Von welchen sprichst du?«

»Ich werde dich wohl töten müssen!« erklärte die Person mit tonloser Stimme.

»Moment mal«, sagte ich hastig. »Noch habe ich nicht gesagt, daß ich hinfahren werde.«

»Ich weiß. Wirst du umkehren?«

»Das ist schwer, ich…«

»Ich werde dir die Kehle aufschneiden«, drohte mir die Person.

»Ich habe geahnt, daß es so kommen würde. Du bist unvernünftig.«
»Also gut, ich drehe um. Ich werde wieder zurückfahren und alles tun, was du willst.«
»Jetzt glaube ich dir nicht mehr.«
Die Lage spitzte sich zu. Dieser Typ wollte mich tatsächlich töten.
Allmählich bekam ich innere Spannungen. Man konnte es auch als Angst bezeichnen.
Das merkte der Messerheld. »Du zitterst ja.«
»Stimmt.«
»Angst?«
»So ist es.«
»Alle haben Angst vor dem Sterben, alle. Sie haben alle Angst gehabt, wenn ich mit dem Messer kam…«
»Hast du schon getötet?«
»Und wie.«
Nachfragen wollte ich nicht, da ich diesem Psychopathen jedes Wort glaubte.
»Na? Wie lange gibst du dir noch selbst?«
»Fünfzig Jahre.«
Er begann zu lachen. Es war ein widerliches Gelächter. So hoch und schrill! Dabei auch sehr leise klingend. Und die verdammte Klinge bewegte sich unter meinem Kinn. Sie kam mir vor, als würde sie anfangen zu tanzen.
Das war nicht sehr gut. So schabte sie nämlich an meinen Barthaaren entlang und hinterließ auch einen ziehenden Schmerz, als sie die Haut ritzte.
»Siehst du, jetzt blutest du!«
»Das habe ich auch gemerkt.«
»Du hättest eben auf mich hören sollen. Es ist zu spät für dich. Es ist einfach…«
Dann hörten wir die Hupe und sahen gleichzeitig die hellen Glotzaugen der Scheinwerfer. Es war kein Truck, der uns entgegenkam, sondern ein normaler Linienbus, der die Strecke fuhr. Nun war er sehr breit und mein Rover auch nicht gerade der schmalste Wagen. Es würde eng werden.
Der Fahrer mußte seine Zeiten einhalten. Er reagierte auf das Hindernis beinahe aggressiv.
Das Hupsignal dröhnte mir entgegen. Dann schaltete der Fahrer sein Fernlicht ein und strahlte uns an.
»Was ist jetzt?« fragte ich. »Willst du mich unter der großen Beleuchtung umbringen?«
Die Person war tatsächlich ins Grübeln geraten. Sie wußte nicht, was sie machen sollte. Plötzlich zuckte sie zur Seite. Das Messer streifte noch mein Kinn, dann schwang schon die Tür auf, und der Busfahrer

verließ sein Fahrzeug im gleichen Augenblick. Er kam in drohender Haltung auf mich zu, während der unheimliche Anhalter sich mit einem gewaltigen Satz aus der Gefahrenzone brachte.

Auch ich mußte raus, aber an der anderen Seite, und da stand der Fahrer wie ein Fels.

Er war stocksauer und außerdem ein Fall für die »Weight Watchers«, ein gewaltiges Schwergewicht.

Ich kam an ihm nicht vorbei. Wie ein Gummiball wirkte sein Bauch, gegen den ich lief und zurückgestoßen wurde.

»So einfach ist das nicht!« fuhr er mich an. »Sie können hier nicht die Straße blockieren. Rowdys habe ich gern.« Er redete sich in Fahrt und hielt mich noch länger auf.

Ich winkte ab. »Ja, schon gut. Sie haben gewonnen. Ich mache Platz.«

»Am liebsten würde ich Sie wegen Behinderung anzeigen!« tobte er, verschwand aber zum Glück und stieg wieder in den Bus. Ich setzte mich hinter das Rover-Lenkrad und rangierte das Fahrzeug aus dem Weg. Dabei spürte ich, daß es mir warm am Hals herabrann. Der Bus passierte mich, das Hupen klang noch einmal sehr wütend, dann dampfte das Fahrzeug vorbei. Ich schaute mir den Hals im Innenspiegel an und erkannte, daß meine Begegnung mit dem unheimlichen Anhalter kein Hirngespinst gewesen war. Er hatte sein Zeichen hinterlassen.

Weiter fuhr ich nicht, verließ den Wagen und lief dorthin, wo der Anhalter verschwunden war.

Neben der Straße befand sich der Graben. Über ihn war ich hinweggesprungen und auf das offene Gelände gelangt. Es war ein abgeernteter Acker mit sehr weichem Boden.

Ich blieb schon nach wenigen Yards stehen. Da war nichts mehr zu holen.

Der Dunst und jetzt auch die Dunkelheit hatten die Person geschützt. Als ich wieder am Rover stand, begann ich zu zittern. Erst jetzt erfolgte die Reaktion. Gleichzeitig überkam mich ein Schüttelfrost. Himmel, war das knapp gewesen.

Ich preßte ein sauberes Taschentuch gegen die beiden kleinen Wunden. Die Blutflecken im Tuch sahen überproportional groß aus.

So wollte ich nicht in Fillingrow einfahren. Aus der Autoapotheke holte ich Pflaster und klebte sie mir auf die Stellen am Hals und am Kinn, die es erwischt hatte.

Eigentlich hatte mir der Anhalter einen Gefallen getan. Ich wußte jetzt genau, daß mich einiges in Fillingrow erwarten würde. Sicherlich nicht nur angenehme Dinge, die auch Suko zuspüren bekommen haben mußte.

Der Bus war längst losgefahren. Auch von seinen Fahrgeräuschen bekam ich nichts mehr mit. Über der Landschaft lag wieder die Stille

eines winterlichen Abends. Auch die Temperatur war gefallen. Sie bewegte sich um den Gefrierpunkt herum.

Das große Feld verschwamm in Dunst und Dunkelheit. Dort irgendwo mußte sich auch der unheimliche Anhalter aufhalten.

Noch stand die Wagentür offen. Ich wollte sie schon schließen, als ich etwas hörte, das in diese winterliche Stille überhaupt nicht hineinpaßte.

Es war ein Laut, der irgendwo auf dem kahlen Feld geboren wurde und die Einsamkeit sowie die Stille regelrecht zerschnitt. Ein unheimliches Heulen, das mich erstarren ließ.

So heulte kein Vogel, kein Hund und auch kein Schakal. Das klang mir eher nach einem Wolf.

Aber Wölfe waren in England nicht vertreten. Eher eine besondere Art davon, und damit hatte ich zu tun.

Werwölfe!

Ich lauschte dem Geheul. Schon mehr als einmal habe ich mich mit Werwölfen herumgeschlagen, und ich war sicher, daß dieses Heulen von einer solchen Bestie stammte.

Trieb ein Werwolf in Fillingrow sein Unwesen? Hatte man Suko deshalb geholt?

Und wer verbarg sich dahinter? Wer verwandelte sich bei Nacht, Nebel und Vollmond in einen Werwolf?

Etwa der Anhalter?

Jedenfalls schien die Sache sehr interessant zu werden. Aber auch gefährlich…

***

Fillingrow hieß mich in einer Art und Weise willkommen, die ich auch erwartet hatte.

Ein ruhiger, kleiner Ort mit niedrigen Häusern, nur wenigen Straßenlaternen, aber viel Platz zwischen den Bauten. Er lag eingebettet in der Hügellandschaft, wobei oberhalb des Ortes ein dunkler Waldstreifen wie eine Mauer stand.

Es war trotzdem alles vorhanden. Eine Tankstelle, kleinere Handwerksbetriebe, eine Kirche, ein Marktplatz, einige Kneipen, nur mit den Menschen sah es nicht so gut aus.

Ich entdeckte kaum jemand auf der Straße. Bei diesem Wetter hatten sich die meisten Bewohner wohl in ihre Häuser und Wohnungen zurückgezogen. Nur einige Jugendliche hatten sich zum abendlichen Treff versammelt.

Als ich langsam auf sie zurollte, bekamen sie steife Hälse und schauten in den Wagen. Zwei winterlich verpackte Mädchen fingen an zu lachen, bevor sie sich umdrehten.

Es war verflucht kalt geworden. Das stellte ich fest, als ich auf einem

Platz stoppte, der im Schein dreier Laternen lag. Sie standen verteilt zwischen alten Bäumen.

Zwei Dinge fielen mir besonders auf.

Einmal war es ein breites Haus, das ein Restaurant beherbergte und möglicherweise auch als Hotel diente. Es stand hinter den Bäumen und war heller gestrichen als die übrigen Bauten. Über dem Eingang brannten zwei bogenförmige Lampen. Dann fiel mir der ungewöhnliche Brunnen ins Auge. Er war kreisrund angelegt, ziemlich groß und spie drei Wasserfontänen. Ich umrundete den Brunnen, schaute dann gegen den Himmel und sah einen schwachen Vollmond hinter dem sich allmählich auflösenden Dunst. So hatte es auch der Wetterbericht vorausgesagt. Gegen Abend sollte es aufklaren. In der Nacht würde es dann kalt werden. Man rechnete mit einem mittelschweren Nachtfrost.

Den Brunnen ließ ich rechts liegen. Mich interessierte das Gasthaus viel mehr.

Die Tür war nicht verschlossen. Ich trat in den Schein der Bogenlampen, der auch auf die beiden breiten Treppenstufen streute. Die zweiflügelige Eingangstür lag in einer Nische. Drückte ich die linke auf, gelangte ich in das Restaurant.

Rechts die Tür führte zu einigen Wohnräumen und zu einer amtlichen Verwaltungsstelle, wahrscheinlich dem Bürgermeisteramt.

Mich interessierte das Gasthaus mehr. In Dorfkneipen hatte ich schon oft wertvolle Informationen bekommen.

Wenn Suko hier erschienen war, hatte sich seine Ankunft sicherlich herumgesprochen. Ein Chinese fiel in einem Ort wie diesem bestimmt auf. Andererseits war Suko von einem seiner »Vettern« angerufen worden. Konnte es da sein, daß sich in Fillingrow noch mehr Chinesen aufhielten? Ich ärgerte mich im nachhinein darüber, daß Suko nichts erzählt und alles für sich behalten hatte.

Eine alte Mahagonitür mit Messingklinke verwehrte mir den Eintritt in den Schankraum. Die Klinke klemmte, die Tür ebenfalls.

»Mehr Kraft!« hörte ich eine Stimme von drinnen.

Dann stand ich in dem Gastraum, der sehr geräumig war.

Der einzige Gast war ich nicht. An einem Tisch in der Ecke saßen zwei Männer, die sich bei ihrem Spiel nicht stören ließen. Zwischen ihnen stand ein Schachbrett, auf dem sie die Figuren nach einigem Überlegen hin und her schoben.

Der Schankraum besaß eine sehr hohe Decke. Man kam sich irgendwie verloren darin vor, da half auch nicht das Mobiliar, das wirklich nicht allzu spärlich verteilt stand.

Eine sehr lange Theke fiel mir auf. Sie bestand aus dunklem Holz, das oft geputzt werden mußte, wie auch der Handlauf aus Messing, der die Theke umgab.

Ein grauhaariger Wirt schaute mir entgegen. Der Mann trug eine Nickelbrille und erinnerte eher an einen Buchhalter. Er war ziemlich schlank, beinahe schon mager. Seine Gesichtsfarbe besaß einen Stich ins Gelbliche. Da die Brille nach vorn gerutscht war, schielte er mich über deren Rand hinweg an. Seinen Arm hatte er auf das Bierfaß gestützt. Es stand auf einem schräg nach vorn verlaufenden Keil und bestand noch aus Holz.

Ich grüßte freundlich.

Der Wirt nickte nur. Dann fragte er: »Verlaufen?«

»Nein.«

Über der Brille legte er die Stirn in Falten. »Sie sind freiwillig hergekommen?«

»So ist es.«

»Seit wann ist Fillingrow so interessant?«

»Das kann ich Ihnen genau sagen. Seit mich jemand angerufen und hergebeten hat.«

Der Wirt ging einen Schritt zurück und lehnte sich gegen das Regal. Dabei schaute er in eine der von der Decke hängenden Lampen.

»Sind Sie weit gefahren?«

»Nur von London.«

»Ja, da haben einige Leute aus dem Dorf Verwandtschaft wohnen. Wen wollen Sie denn besuchen?«

»Einen Chinesen!« sagte ich laut.

Plötzlich war der Wirt nicht mehr so lässig und umgänglich. Seine Haltung veränderte sich. Er blieb beinahe stocksteif stehen und verengte die Augen. »Einer dieser Chinesen?«

»Ja. Aber wieso einer dieser?«

Er verzog die Mundwinkel. »Sagen Sie nur, das wüßten Sie nicht, Mister?«

»Was soll ich nicht wissen?«

»Daß wir hier einige Chinesen im Dorf wohnen haben. Asylanten. Sie sind aus China auf abenteuerlichen Wegen geflohen. Die Regierung hat sie hier untergebracht, weil ein großes Haus leerstand. So sehen die Tatsachen aus.«

»Ist ja gut. Was haben Sie eigentlich gegen die Leute? Sie sind doch nicht schlecht.«

»Wissen Sie das?«

»Ich nehme es zumindest an.«

Der Mann verzog den Mund. Dann beugte er sich vor. »Ich will Ihnen mal was sagen. Sie kommen aus London, aus einer Millionenstadt, wo der Wahnsinn regiert. Da fallen diese Ausländer nicht auf. Hier aber ist das anders. Wir sind meilenweit von London entfernt.« Er fuchtelte mit der Hand herum. »Wir leben auf einem anderen Stern, wenn Sie verstehen. Wir hatten eine dörfliche Idylle, da kamen *sie*.«

»Und was stellten sie an?«
Er schaute mich erstaunt an. »Wieso?«
»Was sie anstellten, meine ich. Wie sie sich benahmen. Was haben sie alles zerstört?«
»Nichts!«
»Tatsächlich?«
»Ja, aber…«
»Guter Mann. Und da regen Sie sich über Chinesen auf, die sich normal benehmen. Vielleicht sogar besser oder normaler als andere Einheimische hier in Fillingrow.«
Ho, da hatte ich aber was gesagt. »Wollen Sie meine Mitbürger beleidigen?«
»Das liegt mir fern. Ich habe nur einen Vergleich angestellt. Mehr nicht. Sie haben ebenso über…«
»Ich kenne die Chinks.«
»Dann sagen Sie mir, was Sie gegen die Leute haben.«
Der Wirt schaute zu den beiden Schachspielern hin, die sich um uns nicht kümmerten. Dann verließ er seinen Platz hinter dem Tresen, holte sich drei Pfeile, knipste eine Lampe an, deren Schein blendfrei auf eine Darts-Scheibe an der Wand fiel.
Er warf die Pfeile. Wie er es tat, ließ darauf schließen, daß er voller Wut steckte. Auf den roten Kreis in der Mitte hatte er gezielt, doch die Pfeile jagten fast an den Rand. Der Wirt fluchte. Als er sie aus der Scheibe herauszog und sich umdrehte, stand ich dort, wo ein heller Strich auf dem Boden eingezeichnet worden war. »Darf ich mal werfen, Mister?«
»Wenn Sie wollen.« Er legte mir die drei Pfeile in die Hand.
Ich zielte, warf den ersten. Daneben. Der zweite lag schon besser, der dritte traf.
»Nicht schlecht«, sagte der Wirt.
Ich hob die Schultern. »Kein Meisterwurf, aber besser als Sie. Wir haben ja nicht um Bier oder Geld gespielt. Vielleicht um ein paar Informationen, die Sie mir jetzt schuldig sind.«
»Ich?«
»Warum nicht?«
»Was wollen Sie denn wissen?«
»Es geht mir um diese Chinesen und einen ganz bestimmten. Hören Sie jetzt genau zu, es ist nämlich verdammt wichtig.« Ich beschrieb ihm Suko sehr genau.
Er tat mir auch den Gefallen, hörte zu und schüttelte sofort den Kopf. »Nein, den kenne ich nicht.«
»Sind Sie sicher?«
»Ja, die Leute, die hier sind, sehen alle egal aus. Sie tragen fast die gleiche Kleidung. So einen, wie Sie ihn beschrieben haben, ist mir

nicht aufgefallen.«
»Er kam mit einem Wagen. Wo steht das Auto?«
»Es gibt hier kein fremdes Fahrzeug, außer Ihrem.«
»Sie wissen das genau?«
»Es hätte sich herumgesprochen.« Der Wirt schob seine Brille hoch. »Weshalb fragen Sie?«
»Es geht um meinen Freund.«
»Ein Chinese?« Der Tonfall gefiel mir nicht und die verzogenen Mundwinkel auch nicht.
»Ja, ein Chinese«, erwiderte ich etwas lauter als gewöhnlich. »Und ein Mensch wie Sie und ich. Ob Chinese, Türke, Schwarzer, Roter oder meinetwegen auch Karierter, das spielt bei mir keine Rolle. Mensch ist Mensch, ohne Ansehen der Hautfarbe.«
»Da denke ich anders!«
»Das sollten Sie sich aber sehr schnell abgewöhnen, Mister…«
»Ich heiße Redburn, D.C. Redburn.« Er gab die Antwort in einem Tonfall, der mich aufhorchen ließ.
»Ja und?«
»Sie sollten sich den Namen Redburn merken, Fremder. Uns finden Sie überall in Fillingrow. Das nur zur Information. Redburn hat hier etwas zu sagen.«
»Sie auch?«
»Ja, ich gehöre zur Spitze und bin es nicht gewohnt, daß mich ein Hergelaufener aus der Stadt anrotzt. Wir haben hier unsere Ordnung, das sollten Sie begreifen.«
»Ordnung?«
»Jawohl. Hier wird genau geteilt. Hier bekommt jeder das, was ihm zusteht. Wir haben nicht verhindern können, daß man uns die Chinesen aufs Ohr drückte. Aber wir werden vor ihnen nicht auf die Knie fallen, weil sie anders sind als wir.«
»Das hat auch niemand verlangt.«
Er hatte sich in Fahrt geredet. »Seit sie hier sind, geschehen unheimliche Dinge.«
»Was?«
D.C. Redburn schob seine Brille wieder höher. »Es hat Tote gegeben«, flüsterte er. »Tote.«
»Wer war der Mörder?«
»Wir wissen es nicht, aber sie hörten tief aus der Erde die Geräusche. Das Heulen und…«
»Ja, ein Heulen habe ich auch vernommen. Gibt es in Ihrer Gegend noch Wölfe?«
»Nein!« Er antwortete viel zu schnell, um die Wahrheit zu sagen.
»Nein, es gibt keine Wölfe mehr…«
»Komisch, dann muß ich mich verhört haben. Auf der Herfahrt

vernahm ich das unheimliche Jaulen…«

Ich hatte den Wirt bei meiner letzten Erklärung angeschaut und entdeckte die Gänsehaut, die sein Gesicht überzog. »Das Heulen kennen wir. Gerade in den letzten Vollmond-Nächten ist es aufgeklungen.«

»Dann kennen Sie also das Heulen?«

»Und wie.«

»Sie haben sich doch sicherlich Gedanken darüber gemacht. Was halten Sie davon?«

»Nichts.«

»Wieso nichts?«

»Es ist erst aufgeklungen, seit diese Chinesen hier sind, Mister! So sieht die Sache aus!«

Diesmal widersprach ich nicht. Möglicherweise hatte er recht.

Suko war ja nicht ohne Grund von seinen Landsleuten geholt worden. Da mußte etwas dahinterstecken, und zwar ein Grund, der nicht mit normalen Maßstäben zu messen war.

D.C. Redburn bekam wieder Oberwasser. »Jetzt sagen Sie nichts mehr, oder? Ihre Argumente sind vorbei. Sie können die Chinks nicht mehr in Schutz nehmen. Oder stecken Sie etwa mit denen unter einer Decke, Mister?« Lauernd schaute er mich an.

»Kaum«, widersprach ich. »Außerdem ist der Begriff ›unter einer Decke stecken‹ etwas weit hergeholt. Ich bin nicht ohne Grund hierhergekommen.«

»Ja, Sie suchen Ihren Freund.«

»Sehr richtig. Und dieser Freund ist gleichzeitig Polizist!«

Er staunte mich an. »Ach, was Sie nicht sagen. Ein Polizist und dazu Chinese?«

»So ist es.«

Redburn war etwas aus der Fassung geraten. Er knetete seine schmalen Wangen und schaute zu Boden. »Ich… ich kann das nicht so recht fassen. Oder wollen Sie mir hier einen Bären aufbinden?«

»Nein, er ist Polizist. Inspektor bei Scotland Yard.« Ich gab ihm die Suppe an Informationen löffelweise zu schlucken.

Der Wirt dachte auch weiter. »Heißt das etwa, daß auch Sie Polizist sind?«

»Sie haben es tatsächlich erfaßt, Mr. Redburn. Mein Name ist John Sinclair. Oberinspektor Sinclair, wenn Sie verstehen. Und ebenfalls von Scotland Yard.«

Er drehte sich um und schaute gegen die Batterie von Flaschen im Regal. »Jetzt brauche ich erst mal einen Schnaps«, sagte er mit rauher Stimme. »Das ist ja kaum zu fassen, das ist der reine Wahnsinn.«

Er holte eine Flasche hervor und fuhr herum. »Stimmt das auch alles, was Sie mir gesagt haben?«

»Hier, Sie können sich davon überzeugen.« Ich holte den Ausweis hervor und zeigte ihn dem Wirt.

Der nahm ihn mit spitzen Fingern entgegen, verglich das Foto mit meinem Gesicht und nickte. »Es scheint so zu sein«, flüsterte er. »Ein Polizist vom Yard.«

»Und nicht ohne Grund hier.«

»Um was geht es?«

»Wie gesagt, ich suche meinen Freund und Kollegen. Die Chinesen, die hier wohnen, haben ihn um Hilfe gebeten.«

»So?«

»Sie wissen nicht zufällig, wogegen er ihnen hätte helfen können?«

Redburn schüttelte den Kopf.

»Nein.« Er kippte den Schnaps, einen Magenbitter, wie ich roch.

Dann wischte er über seine Lippen. »Tut mir leid, Mr. Sinclair, ich habe mit diesen Leuten keinen Kontakt gehabt. Ich weiß nichts.«

Die beiden Schachspieler hatten aufgehört zu spielen. Einer von ihnen drehte sich um. »Vielleicht hängt es mit den Verschwundenen zusammen, D.C.«

»Ach, Unsinn.«

»Wer ist denn verschwunden?«

»Einige dieser Chinesen.«

»Und? Haben Sie die Polizei eingeschaltet?«

Redburn schaute mich aus großen Augen an. »Die Polizei? Wegen ein paar verschwundener Chinesen?«

»Sorry«, sagte ich sarkastisch. »Ich hatte vergessen, wie Sie es mit den anderen Menschen halten.«

»Was hätten wir denn tun sollen? Die sind verschwunden, weggelaufen, weil sie es nicht mehr aushielten.«

»Davon sind Sie überzeugt?«

Er hielt meinem prüfenden Blick stand. »Ja, davon bin ich überzeugt, Mr. Sinclair.«

»Aber ich nicht.«

»Und was ist Ihre Meinung?«

»Ganz einfach. Die Chinesen brauchen nicht unbedingt verschwunden oder weggelaufen zu sein. Es besteht die Möglichkeit, daß sie Opfer eines Verbrechens geworden sind.«

Er lachte. »Hier in Fillingrow?«

»Warum nicht?«

»Nein, hier geschehen keine Verbrechen. Wir sind eine saubere Ortschaft, wenn Sie verstehen.«

»Immer. Und Sie sorgen dafür.«

Redburn grinste. »Sagen wir mal so. Ich trage mein Scherflein dazu bei.«

»Als was?«

»Nun ja, wir gehören hier zu den ältesten Familien. Uns gehört einiges im Ort. Wir stellen den Bürgermeister und sorgen dafür, daß alles läuft und seine Ordnung hat.«

»Die mir gar nicht gefällt.«

Er lachte mich aus. »Haben Sie als Polizist lieber das Chaos, Mister?«

»Nein, das nicht. Ich möchte Ihnen etwas erzählen. Als ich mich kurz vor Ihrer ach so sauberen Ortschaft befand, stand an der Stra ßenseite ein Anhalter. Ich nahm ihn mit. Ein Mann oder eine Frau mit sehr langen, goldblonden Haaren. Ich dachte, in der Kälte kannst du ein gutes Werk tun. Dieses gute Werk hätte mich fast das Leben gekostet.« Ich reckte den Kopf und hielt ihn so, daß Redburn die beiden Pflaster sehen konnte. »Es sind die Wunden eines Messers, das mir der nette Anhalter plötzlich gegen die Kehle drückte.«

»Ach – tatsächlich?«

»Ja, ich habe keinen Grund, Sie anzulügen. Da Sie ja die Menschen hier so genau kennen, müßte Ihnen auch der Anhalter bekannt sein. Oder etwa nicht?«

Redburn hatte die Flasche neben dem Glas stehenlassen. Er nahm sie und kippte das Glas noch einmal bis knapp über den Eichstrich voll. »Nein«, antwortete er, »tut mir leid. Den kenne ich nicht. Er kann aus dem Nachbarort stammen.«

Ich schaute zu den beiden Schachspielern. Sie hatten sich demonstrativ umgedreht, als hätten sie ein schlechtes Gewissen. Mir war klar, daß da einiges nicht stimmen konnte. Einer zumindest aus diesem Kreis hier log.

»Also nicht«, sagte ich noch einmal.

»So ist es.«

»Ich halte nur fest, daß sich in der Nähe von Fillingrow, dem Ort, wo alles noch seinen rechten Weg geht, ein Mörder aufhält. Liege ich da sehr falsch?«

»Bestimmt.«

»Tut mir leid, Mr. Redburn. Ich habe die gegenteiligen Erfahrungen gemacht. Der Mann hatte vor, mich auf furchtbare Art und Weise umzubringen. Ich verdanke es eigentlich nur einem Zufall, daß ich noch lebe. Wenig später hörte ich das Heulen des Werwolfs. Ich kenne den Zusammenhang zwischen den beiden Ereignissen nicht, kann mir aber denken, daß es einen solchen gibt.«

»Ach, Unsinn.«

»Nein, das ist kein Unsinn. Und ich sage Ihnen, daß ich nicht eher verschwinden werde, bis ich diesen Fall hier aufgeklärt habe. Ist das auch in Ihrem Sinne?«

Er schaute mich unsicher an. »Wie haben Sie das denn gemeint, Mr. Sinclair?«

»Wie ich es Ihren sagte. Sie lieben doch die Ordnung. Ich werde

versuchen, sie wieder herzustellen.«

»Das brauchen Sie gar nicht. Wenn Sie Ihren Freund gefunden haben, fahren Sie am besten wieder zurück oder ins Nachbardorf, wo Sie den Anhalter bestimmt finden.«

Einer der Schachspieler stand auf und warf seinen grünen Lodenmantel über. Vom Haken holte er noch die Schiebermütze, drückte sie tief in die Stirn und ging davon.

Ich schaute ihm nur kurz nach. »Der Mann mit dem Messer interessiert mich. Kann es sein, daß er die Chinesen getötet hat?«

»Möglich.« Redburn hob die Schultern. »Es ist nicht mein Job, dies herauszufinden.«

»Ich weiß, Sie wollen hier nur Ordnung haben. Ach, noch eine Frage habe ich. Gibt es in diesem netten, sauberen Ort eigentlich auch einen Polizisten, einen Constabler?«

»Nein.«

»Weshalb nicht?«

»Wenn etwas vorfällt, holen wir aus Ashford die Polizei. Was es sonst zu regeln gibt, das übernehme ich.«

»Gratuliere, Mr. Redburn. Sie sind wirklich schon ein kleines Wunder auf zwei Beinen.« Ich grüßte lässig und setzte ein paar Floskeln hinzu, die ich durchaus ernst meinte. »Wir sehen uns noch.«

»Vielleicht!« flüsterte er hinter mir her.

Ich drehte mich nicht mehr um, als ich zur Tür ging. Er rief mir noch etwas nach. »Wenn Sie die Chinks finden wollen, müssen Sie in die Baracke gehen.«

»Danke, ich werde sie finden.«

Draußen empfing mich eine drückende Kälte. Sie hielt sich am Boden, weil der Dunst nicht zuließ, daß sie wieder aufstieg. Wind herrschte kaum, dann wäre es eklig geworden.

Ich schlenderte aus den beiden Lichtkreisen in Richtung Wagen.

Dieser Wirt gefiel mir überhaupt nicht. Er wußte mehr, als er zugeben wollte, und er schien die Fäden hier in Fillingrow in der Hand zu halten. Er war der Mann, der alles machte, der jeden kontrollierte. Bestimmt wußte er mehr über diesen geheimnisvollen Anhalter, der mir so übel mitgespielt hatte.

Der Rover stand noch so, wie ich ihn verlassen hatte. Auf seinem Dach hatte sich eine dünne Eisschicht gebildet. Durch die Fenster konnte ich ebenfalls nicht schauen.

Trotzdem gefiel mir die »Haltung« des Fahrzeugs nicht. Sie war irgendwie anders, viel schiefer. Das Auto kam mir vor, als wäre es zur Seite gesunken.

Ich bückte mich und sah die Bescherung.

Jemand hatte die beiden Vorderreifen zerschnitten. Er mußte dazu ein scharfes Messer genommen haben, denn die Reifen waren

regelrecht zerfetzt worden.

Ein Mann mit einem Messer. Da fiel mir automatisch der Anhalter ein, und ich spürte die Gänsehaut an meinem Hals. Aber ich hörte auch etwas. Tritte und eine Stimme.

»Man will Sie wohl im Ort festhalten, Mr. Sinclair…«

***

Ich drehte mich um und sah die düster wirkende Gestalt wie eine Plastik. Der Mann hatte die Hände in seine Manteltaschen geschoben. Von seinem Gesicht sah ich auch nur die Hälfte, denn der Mützenschirm war noch immer in die Stirn gezogen worden.

Ich kannte ihn, denn in dieser Aufmachung hatte er das Lokal verlassen.

»Sie sind der Schachspieler?«

»Ja. Und ich habe Ihr Gespräch mit dem Wirt gehört.« Er schüttelte den Kopf. »Redburn ist eine Macht hier im Ort, das sollten Sie nicht vergessen. Der kann einem Menschen, den er nicht mag, das Leben zur Hölle machen.«

»Wie bei den Chinesen?«

»Auch das.«

»Und was sagen die anderen Bewohner? Sie, zum Beispiel?«

»Was sollen wir dazu sagen? Es gibt keinen, der sich gegen Redburn stellt.«

»Das scheint mir auch so zu sein.« Ich strich über mein Haar, das sich eisig anfühlte. Dann deutete ich auf die zerstochenen Reifen.

»Wissen Sie, wer das gewesen ist?«

»Nein. Ich habe es auch nur zufällig entdeckt. Als ich kam und mir Ihren Wagen anschaute, fiel mir auf, daß er so ungewöhnlich steht. Dann sah ich die Bescherung.«

»Haben Sie einen Verdacht, wer es getan haben könnte?«

Er lächelte schmal. »Den gleichen wie Sie, vermute ich.«

»Der Anhalter?«

»Ja«

»Sie wissen von ihm?«

Der Mann nickte. »Jeder hier weiß von ihm. Er ist eine Gestalt, die immer wieder erscheint. Einige halten ihn für einen Geist, er ist der Fluch des Ortes. Wissen Sie, Mr. Sinclair, wir wohnen hier in einer Gegend, die sehr sagenträchtig ist. Manchmal passiert auch etwas. So wie die Sache mit den verschwundenen Chinesen.«

»Sie haben sich bestimmt Gedanken darüber gemacht, wo sie stecken könnten?«

»Nein.«

»Auch nicht, wer dahinter…?«

Er winkte ab und brachte mich so zum Schweigen. »Man kann vieles

vermuten. Sicher ist, daß die Chinesen in Fillingrow nicht besonders gelitten sind.«

»Das habe ich mittlerweile erfahren müssen. Und Redburn steckt hinter allem – oder nicht?«

»Keine Ahnung.« Der Schachspieler breitete die Arme aus. »Ich verbringe hier meinen Lebensabend. Ich war mal Lehrer. Meine Eltern stammten aus Fillingrow. Wir besitzen hier noch ein Haus. Ich sage Ihnen, Mr. Sinclair, nicht jeder aus dem Ort ist so gesprächig wie ich. Einen Rat gebe ich Ihnen noch. Seien Sie vorsichtig!«

Er wollte gehen, ich aber hielt ihn zurück. »Nicht so voreilig, bitte. Da gibt es bestimmt noch Probleme. Für mich ist auch das Heulen sehr wichtig.«

»Es gibt hier keine Wölfe.«

»Aber es hat sich so angehört, als würde…«

»Es kann ein Hund gewesen sein.«

Ich schüttelte den Kopf. »Das Heulen eines Hundes ist mir bekannt. Das hört sich anders an.«

»Dann kann ich Ihnen wirklich nicht weiterhelfen.«

»Können oder wollen Sie nicht?«

Er hob die Schultern. »Vielleicht beides, Mr. Sinclair. Rühren Sie als Fremder nicht an den Dingen, die hier tief verborgen liegen. Das meine ich sogar wörtlich.«

Ich hatte ihm angemerkt, daß er nichts mehr sagen wollte. Trotzdem hatte ich noch eine Frage. »Bitte, Ihren Namen, Mister.«

»Ich heiße Payne, Frank Payne.«

»Danke. Und wo finde ich die Chinesen? Ich meine, diese Baracke, von der Redburn sprach.«

»Gehen Sie nach links. Von dort sind Sie wahrscheinlich gekommen.«

»Ja.«

»Das Haus liegt auf der rechten Seite. Im Krieg haben dort Soldaten gelegen. Deshalb Baracke. Man wollte sie immer abreißen, hat sich aber nicht dazu überwinden können. Viel Glück, Mr. Sinclair.«

Er ging, ich schaute ihm nach und sah, wie er mit der Dunkelheit und dem Dunst verschmolz, der mich an hart gefrorenen Nebel erinnerte und fast so aussah, als würde er einen Widerstand abgeben.

Frank Payne hatte mir den Weg beschrieben. Ich sah keinen Grund, einen anderen zu nehmen. Wieder passierte ich den Brunnen, diesen ungewöhnlich großen Kreis, auf dessen Steinen eine ebenfalls dünne Eisschicht lag.

Ich maß ihm keinerlei Bedeutung zu, aber ich hörte plötzlich das Heulen.

Wieder einmal klang es auf.

Ob nah oder fern, war nicht genau herauszufinden. Jedenfalls war es vorhanden und schwang sirenenartig über die Dächer der kleinen

Häuser.
Dann verstummte es.
Da ich das Heulen bereits zum zweitenmal vernommen hatte, war ich mir ganz sicher.
Dieses Geräusch stammte von keinem normalen Tier. Dahinter steckte ein Werwolf.
Ich dachte daran, daß mir bestimmt eine lange und gefährliche Nacht bevorstehen würde. Wenn ein Werwolf sein Unwesen trieb, mußte ich ihn einfach fangen.
Es wunderte mich auch, daß ich keinen Menschen auf der Straße sah. Die Bewohner schienen mit den Hühnern zu verschwinden, oder sie flüchteten vor der Kälte in ihre Häuser.
Einige Male vernahm ich das Brummen eines Automotors, allerdings in einer anderen Straße.
Den Kragen der Jacke hatte ich hochgestellt, als ich über die einsame Dorfstraße schritt. Aus vielen Fenstern drang Lichtschein. Hin und wieder parkte ein Wagen vor der Haustür. Andere Fahrzeuge waren in die alten Garagenbauten gelenkt worden. Ein Chinese begegnete mir nicht.
Aus vielen Schornsteinen drang Rauch. Hellgrau und zitternd, vermischte er sich mit dem über den Dächern liegenden Dunst. Und weit darüber sah ich den dunklen Himmel, auf dem der Vollmond schimmerte wie eine bemalte runde Platte.
Vollmond ist Werwolf-Wetter…
Ich hörte Schritte, drehte mich um und sah einen Menschen die Straße überqueren. Er verschwand in einem Haus. Hart fiel die Tür wieder ins Schloß.
Meine Gedanken drehten sich auch um den Anhalter. Das war ein gefährlicher Mensch, ein Psychopath, der mit seinem verdammten Messer nicht nur drohte, es auch einsetzte.
Der Wirt hatte nicht so recht mit der Sprache herausrücken wollen, aber ich ging davon aus, daß die verschwundenen Chinesen möglicherweise auf die Kappe des Messerstechers gingen.
Wenn dem so war, hatte er dies aus eigenem Antrieb getan, weil er die Chinesen haßte. Oder stand noch eine Person hinter ihm, die ihn leitete?
Nicht weit entfernt sah ich auf der linken Seite eine Parkbucht, die Bushaltestelle. Man hatte eine Überdachung gebaut mit einer einfachen Sitzbank.
Ich passierte die Haltestelle und warf dabei auch einen Blick auf die Bank.
In einen dunklen Mantel eingehüllt, saß dort jemand, der sich erhob, als ich mich mit ihm auf gleicher Höhe befand.
Ich blieb stehen, denn der Unbekannte wollte etwas von mir.

Sicherheitshalber nahm ich die rechte Hand aus der Tasche, als ich ihm entgegenschaute.

Auch der andere hatte den Kragen hochgestellt. Sein Gesicht erkannte ich erst im letzten Augenblick und stellte fest, daß mir kein Europäer, sondern ein Chinese gegenüberstand.

»Du mußt John Sinclair sein«, sprach er mich an.

»Vielleicht.«

»Ja, du bist es, wir kennen dich. Wir haben dich auf einem Bild gesehen, und Suko…«

»Lebt er?«

»Natürlich.«

»Aha. Sind Sie der Anrufer gewesen?«

»Nein, nicht ich. Aber ich habe die Aufgabe übernommen, dich zu ihm zu bringen.«

»In die Baracke?«

»Ja, dort leben wir«, erklärte er mit bitter klingender Stimme.

»Komm mit, die anderen haben sich verkrochen, wie sie es immer tun, wenn die Dunkelheit über das Land fällt.« Er sprach ein abgehacktes Englisch mit einem nicht zu überhörenden Slang.

Ich ging neben ihm her. Wir hatten das gleiche Ziel, und mein neuer Begleiter sprach kein Wort.

»Wie heißen Sie?« fragte ich.

»Sagen Sie einfach Li.«

»So heißen wohl mehr als die Hälfte aller Chinesen?«

»Kann sein.«

»Weshalb haben die Menschen Angst?«

Ich bekam zunächst keine Antwort. Wir lauschten beide auf das Knirschen unserer Schritte. »Manchmal geht das Schicksal seltsame Wege. Es kann mit uns zusammenhängen.«

»Habt ihr den Bewohnern etwas getan? Habt ihr ihnen Angst eingejagt?«

»Nein. Wir haben uns normal verhalten und haben die Baracke kaum verlassen. Man hat uns gesagt, daß wir abgeholt würden. Irgendwann, aber das ist schon ein halbes Jahr her. Es hat sich noch nichts getan. Man scheint uns vergessen zu haben.«

»Und einige von euch sind verschwunden?«

»Das stimmt.«

»Wann war das, wie war es?«

Er schüttelte den Kopf. »Ich kann dir dazu nichts sagen. Ich darf es auch nicht. Du wirst mit unserem Anführer reden müssen. Ho Chan wartet auf dich.«

Ich kannte mich in der chinesischen Mentalität aus. Wenn jemand nichts sagen wollte, dann hielt er sogar einer Folter stand. Also fragte ich nicht mehr weiter.

Der Ort war nicht sehr groß. Zum Ende hin standen die Häuser weiter auseinander. Die Gärten dazwischen waren mit einer dicken Schicht aus Eis bedeckt.

Die Baracke fiel auf.

Sie war nicht mehr als ein viereckiger Klotz, in die jemand Rechtecke hineingeschnitten hatte, die Fenster und auch Türen. Wir schritten auf eine Mitteltür zu, die Li aufstoßen wollte.

Ich berührte seine Schulter. »Sagen Sie mir hoch eins: Habt ihr das Heulen gehört?«

»Ja.«

»Und?«

»Darüber wird dir Ho Chan bestimmt etwas sagen. Komm jetzt, er ist schon alt, er braucht seinen Schlaf und seinen Traum, der ihn zurückbringt in die Heimat. Wir wollen ihn nicht zu lange warten lassen. Das sind wir ihm schuldig.«

Ich ließ Li den Vortritt, der mich in ein Gebäude führte, in dem nur ein spärliches Licht brannte. Noch schlimmer verhielt es sich mit der Kälte. Ob überhaupt Heizungen vorhanden waren, wußte ich nicht. Jedenfalls war es nicht viel wärmer als draußen. Wer hier lebt, der würde sehr bald eine Unterkühlung bekommen.

Die Lichtinseln wiesen uns den Weg. Es waren Fackeln oder Kerzen, die man aufgestellt hatte. Ich schritt die drei Stufen einer Treppe hoch und gelangte in das Innere der Baracke oder Kaserne.

Für meine Nase fremdartige Gerüche begrüßten uns. Sie dufteten nicht, sie schwebten durch die Gänge, rochen manchmal sehr scharf, dann wieder wunderbar weich, ein großes Wechselspiel.

Li führte mich in einen Gang und vorbei an einigen Türen. Manche standen offen. Ich schaute hinein in die primitiven Behausungen, die oft nur ein simples Lager enthielten, nicht einmal einen Schrank. Das war schon menschenunwürdig.

Vor einer Tür warteten zwei Chinesen. Sie rührten sich auch nicht, als sie uns sahen. Ihre rechten Hände hielten zwei Fackeln: Das Licht tanzte. Es hinterließ Schatten und Helligkeit auf ihren Gesichtern und malte auch Figuren an die grauen, in der Nähe liegenden Wände.

Li blieb vor mir stehen. Er bewegte den Kopf und schaute jeden der Wächter fragend an.

Sie nickten synchron.

»Ja«, sagte Li, »wir dürfen zu ihm.«

Ich war auf diesen Ho Chan gespannt. Sekunden später sah ich ihn. Er bewohnte ein besonderes Zimmer, hockte auf einem breiten Sitzkissen, das auf einem dünnen Teppich lag. Umgeben war er vom Licht starker Räucherkerzen.

Im Hintergrund des Raumes erkannte ich ein hochgebocktes Lager aus Fellen und Decken. Der süßliche Opiumgeruch fiel mir sofort

unangenehm auf.

Li verneigte sich vor ihm, sprach einige Worte und bekam von Ho Chan Antwort. Der alte Mann redete mit einer dünnen Stimme. Ich hatte nichts verstanden, aber Li verbeugte sich und ging davon. Er ließ uns allein.

Das Licht der Räucherkerzen reichte aus, um sein Gesicht erkennen zu lassen. Ja, dieser Mann war alt. Achtzig Jahre hatte er mindestens auf dem Buckel. Sein Gesicht schien aus mehreren Hautfetzen zusammengesetzt worden zu sein, die Augen waren nur schmale Sicheln, der Mund war kaum zu erkennen. Ho Chan hatte den Kopf erhoben und schaute mich aus seiner sitzenden Haltung heraus an.

»Bitte, du mußt dich setzen.«

»Danke.«

Ich fand ein schmales Sitzkissen und ließ mich in kniender Haltung darauf nieder. Das Sitzkissen, stand noch auf dem Teppich, so daß nicht zuviel Kälte von unten her hochzog.

»Du bist also John Sinclair«, sagte er.

»In der Tat. Haben Sie mich angerufen?«

»Ich mußte es.«

»Dann befindet sich auch Suko in Ihrer Gewalt?«

»So ist es. Wir mußten ihn herholen, es gab keine andere Möglichkeit für uns.«

»Er ist freiwillig gekommen und…«

Der alte Ho Chan schüttelte den Kopf, so daß ich nicht mehr weitersprach.

»Du kennst die Verhältnisse hier nicht, John Sinclair, sonst würdest du anders reden.«

»Bitte«, sagte ich und streckte den rechten Arm vor. »Dann klären Sie mich auf.«

Er nickte. »Das will ich gern tun. Deshalb habe ich dich auch herbringen lassen.« Auch jetzt noch, im Exil, besaß dieser Ho Chan etwas Würdevolles. Er war eben die geborene Führernatur.

Und ich hörte genau zu, was er mir zu berichten hatte. Es war eine interessante und auch unheimliche Geschichte…

***

Sie hatten Suko zu essen und zu trinken gegeben. Reis, Tee, etwas Schweinefleisch, mit einer pikantsüßen Soße gewürzt. Daß sie Suko so behandelten und ihm nicht einmal die Waffen abgenommen hatten, ließ darauf schließen, daß sie ihn noch brauchen würden.

Unter Bewachung hatte Suko gegessen, getrunken und auch Fragen gestellt, auf die man ihm keine Antwort gab. Die Mündung der Maschinenpistole war stets auf ihn gerichtet. Mochte der Teufel wissen, wo sie diese Waffe herhatten.

Er hatte sich auch ausruhen und schlafen können. Eingesperrt in einen ausbruchsicheren Raum, in dem es lausig kalt war. Dort hatte Suko den Rest der Nacht verbracht und auch viele Stunden des nachfolgenden Tages. Und er hatte Zeit genug gehabt, über sein Schicksal nachzudenken, das er nicht einmal als so schlimm empfand. Nur die Prügel würde er seinen Landsleuten nicht so rasch verzeihen.

Irgendwann waren sie dann wieder erschienen, natürlich mit der Maschinenpistole.

»Die braucht ihr nicht, ich werde nicht flüchten.«

»Wir haben ihm Bescheid gesagt«, wurde Suko erklärt.

»Wem?«

»Deinem Freund.«

»Und?«

»Er wird herkommen, wenn er vernünftig ist und ihm etwas an dir liegt.«

»Das glaube ich auch.« Suko lächelte. »Werdet ihr ihn auch so nett empfangen wie mich?«

»Das wissen wir nicht.«

»Wie schön! Und was geschieht mit mir?«

»Du wirst noch etwas essen und trinken. Dann werden wir dich an deinen Bestimmungsort bringen.«

»Hört sich spannend an.«

Suko bekam keine Antwort, dafür einfachen Reis und Tee. »Das ist auch unser Mahl«, wurde ihm erklärt.

»Ich weiß es zu schätzen.«

Zehn Minuten später mußte Suko sich erheben. Er rechnete damit, innerhalb der Baracke zu bleiben, das erwies sich als falsch, denn seine Bewacher öffneten eine sich im Boden abzeichnende Falltür, und Suko mußte durch die Luke klettern.

Es war, eine altersschwache, schon morsch aussehende Holztreppe, die in eine muffige Tiefe führte und in einem Stollen endete.

Er war gerade so hoch, daß ein Mensch aufrecht gehen konnte.

Mehrere Chinesen blieben hinter Suko. Natürlich auch der Mann mit der Maschinenpistole.

Suko wunderte sich über die Länge des Stollens. Er führte schnurgerade in ein unbekanntes Gebiet. Wenn ihn nicht alles täuschte, mußten sie den Ort Fillingrow unterqueren.

Auf die Uhr hatte Suko nicht gesehen, aber sie erreichten schließlich ihr unter der Erde liegendes Ziel.

Die Chinesen hatten nur eine Taschenlampe mitgenommen. Suko spürte den Druck der Mündung im Kreuz, er hörte ein Zischen, eine Flamme flackerte auf und bekam auch genügend Nahrung, weil sich in der Tiefe noch Sauerstoff in der Luft befand.

Die Flamme nahm an Größe zu. Suko konnte sehen, daß eine Fackel

angezündet worden war. Der Träger steckte sie in einen Eisenhalter an der Steinwand, die zu einem Tunnel führte.

»Was soll…?«

Der Hieb in den Nacken war urplötzlich erfolgt. Und er hatte einen bestimmten Nerv getroffen.

Suko sackte zusammen.

»Kettet ihn an!« erklärte der Mann mit der Maschinenpistole.

Einer bückte sich und holte aus dem schlammigen Grund eine Eisenmanschette hervor, an der eine Kette hing, die wiederum mit der Wand verbunden war.

Mittlerweile zündete ein anderer Chinese noch eine zweite Fackel an, so daß der Grund oder der Raum in der Nähe gut ausgeleuchtet wurde. Der Mann mit der MPi schickte die anderen weg. Er wartete darauf, daß Suko aus seinem Zustand erwachte, was nicht mehr lange dauerte.

Suko rieb seinen Nacken, er stöhnte einige Male und schaute dann auf die MPi.

»Nicht bewegen«, sagte sein Bewacher. »Wir wissen, welche Waffen du trägst, und wir haben sie dir nicht ohne Grund gelassen. Du bist angekettet und kannst dich trotzdem so bewegen, damit du auch in der Lage bist, dich zu wehren.«

»Gegen wen?«

»Das wirst du schon sehen. Schau dich hier um, ich werde jetzt gehen und deinen Freund aus London empfangen. Schau dich nur hier um. Die Fackeln reichen aus, um die Nacht durch zu brennen. Wir alle müssen uns die Daumen drücken. Es war unsere letzte Chance. Hätten wir sie nicht genutzt, wäre alles vergebens gewesen.« Er nickte Suko noch einmal zu und zog sich durch den Stollen zurück.

Erst als seine Schritte verklungen waren, schaute sich der Inspektor um.

Man hatte ihn angekettet, allerdings nur den linken Arm. Den rechten konnte er normal bewegen und sich auch notfalls damit wehren.

Er fühlte nach seinen Waffen.

Die Beretta war vorhanden, die Dämonenpeitsche ebenfalls und auch der Stab, den Suko bewußt nicht eingesetzt hatte, weil seine Neugierde größer war.

Jetzt bereute er es, aber er war nicht chancenlos, und er würde auch eine Aufgabe zu erfüllen haben.

Suko schaute in die Höhe und erkannte den röhrenartigen Schacht über sich. Mittlerweile wußte er, daß er sich in einem Brunnen befand.

Ein starkes Gefängnis und bestimmt nicht so leicht zu durchklettern. Er schaute hoch. Das Licht der beiden Fackeln tanzte über die

Innenränder des Schachts und verlor sich sehr bald in der absoluten Dunkelheit. Aus dem Stollen hörte er auch keine Geräusche mehr. Aus eigener Kraft würde er sich kaum befreien können. Wenn er keine Hilfe bekam, konnte er sich irgendwann eine Kugel in den Kopf jagen.

Soweit würde es nicht kommen. Die Gegenseite hatte etwas mit ihm vor, das stand fest. Er und John sollten einen Auftrag ausführen. Sie waren gewissermaßen geködert worden.

Bisher hatte Suko nicht erfahren, was sie von ihm wollten. Sie hielten sich zurück, sie hatten ihm nicht einmal getraut, aber gleichzeitig um Hilfe gebeten.

Der Inspektor versuchte, sich in die Lage der anderen hineinzuversetzen. Was ihm sonst, obwohl er schon lange in Europa lebte, sehr leicht fiel, wollte ihm hier nicht so recht gelingen. Diese Menschen mußten so starke Probleme haben, daß sie selbst ihm nicht trauten, gleichzeitig aber wünschten, daß er mithalf, sie von ihren Problemen zu befreien. Dazu noch als Gefesselter.

Über das letzte Wort »stolperte« Suko. Wenn man jemand fesselt, will man ihn entweder außer Gefecht setzen oder aber für eine bestimmte Sache benutzen.

Als Köder!

Angekettet auf dem Schacht eines Brunnens hockend und für die anderen ein Köder sein.

Für wen? Wer stellte diese bedrückende Gefahr für die Asylanten dar? Die Männer aus dem Dorf? Er hatte herausgefunden, daß zwischen den Bewohnern und den Asylanten kein Kontakt bestand.

Beide Seiten schalteten auf stur, wußten aber auch, daß die Chinesen Angst hatten. Angst vor einer bestimmten Sache, über die Suko leider nichts wußte, was ihn so ärgerte.

Wenn man ihn schon in den tiefen Brunnen geschafft hatte, mußte das auch einen Grund haben. Hier unten konnte eine Gefahr lauem, der Suko sich stellen mußte.

Das Fackellicht brannte relativ ruhig. Ein Zeichen dafür; daß so gut wie kein Windzug durch den Stollen zog und auch von oben her nichts kam.

Es erfüllte auch nicht den gesamten Brunnenschacht. Die Suko gegenüberliegende Wand blieb im Düstern. Aber nicht so, als daß er nichts hätte erkennen können, etwas schälte sich trotz allem hervor.

Suko schaute hin und wollte es zunächst nicht glauben. Da hatte jemand etwas hingelegt…

Was Suko sah, war ein Bein!

***

Zunächst tat er nichts, blieb unbeweglich sitzen und starrte dorthin, wo der Fuß hochkant stand. Er steckte noch in einem alten,

schwarzen, unmodernen Schuh und daneben, schon etwas mehr im Schatten, sah Suko das zweite Bein.

Er wandte den Blick ab und schaute zur Wand, wo die Kette mit einer Eisenöse verbunden war. Die Glieder hingen durch. Ein Beweis für Suko, daß er sich eine gewisse Bewegungsfreiheit erlauben konnte. Am besten war es, wenn er vorkroch, um sich die Toten anzuschauen.

Es blieb beim Versuch. Er kam kaum drei Zentimeter weiter. Um sich mehr Licht zu verschaffen, holte er seine lichtstarke Bleistiftleuchte hervor.

Ihr Strahl zerschnitt das flackernde Licht und zeigte über die Gestalten hinweg.

Ja, es waren Gestalten!

Und Suko, der schon einige Zeit auf dem Brunnenschacht verbracht hatte, wußte jetzt auch, woher dieser penetrante Geruch kam, der die nähere Umgebung ausfüllte.

Die Toten gaben ihn ab.

Im Schein der Lampe entdeckte Suko drei Leichen. Noch nicht verwest, aber schon schlimm aussehend, so daß er die Lampe wieder ausschaltete und einsteckte.

Drei Leichen auf dem Grund des Brunnens!

Weshalb, wieso? Gut, man hatte die Männer ermordet, und sie besaßen eines gemeinsam.

Sie waren Chinesen!

Seine Landsleute lagen hier nebeneinander. Sie wären durch ein Messer getötet worden. Demnach mußte durch den Ort ein Mörder schleichen. Ein Killer, der es auf die Asylanten abgesehen hatte, die Suko nun als Köder einsetzen wollten.

Soweit war ihm alles klar. Der Mörder besaß hier unten sein Versteck. In den Brunnenschacht steckte er die Toten, damit sie nicht gefunden wurden.

Suko wußte nicht, wie viele Asylanten sich in der Baracke aufhielten, aber er konnte sich vorstellen, in welch einer Angst sie lebten, denn jeder von ihnen konnte als nächster an der Reihe sein. Um sicherzugehen, hatten sie Suko geholt, damit er sich dem Killer stellte. Um ihm eine Flucht unmöglich zu machen, war er angekettet worden. Eine Logik, die er nicht begriff, aber was wußte er schon von dem, was in den Köpfen der Asylanten vorging?

Bestimmt nicht viel.

Es blieb ihm nichts anderes übrig, als auf den Killer zu warten – und möglicherweise auch auf seinen Freund John Sinclair, der ebenfalls unterwegs sein mußte.

Wenn John reagierte, wie Suko es von ihm erwartete, befand er sich bestimmt schon im Ort und hatte auch Kontakt zu den Asylanten aufgenommen.

Würden sie ihm den Weg weisen? Weshalb brauchten sie John Sinclair überhaupt, wenn Suko bereits als Köder feststand? Wollten sie auf Nummer Sicher gehen und einen zweiten Köder aufbauen?

Für den Inspektor war es schwer, eine Lösung zu finden. Es brachte auch nichts, wenn er lange nachdachte und sich quälende Gedanken machte. Irgendwie mußte es einfach weitergehen, und er hoffte, dann klarer zu sehen.

Zunächst spürte er etwas. Es war ein kalter Luftzug, der ihn streifte. Wie ein Hauch aus dem Eiskeller strich er über seine Haare.

Suko, der kniete, drehte sich und schaute durch die schmale Seitenöffnung der Brunnenwand in den Stollen. Er hielt dabei sein Gesicht in Richtung des Spalts, wurde aber von keinem Luftzug erwischt.

Er mußte ihn also aus einer anderen Richtung erwischt haben. Da gab es nur eine.

Von oben!

Suko schaute in die Höhe und glaubte, einen runden Ausschnitt in der Finsternis zu sehen.

Er behielt den Blick bei, wartete noch länger ab, dann fiel etwas nach unten und klatschte auf den Grund.

Es war ein Seil!

Wo ein Seil war, kam auch ein Kletterer. Davon mußte man einfach ausgehen.

Suko hatte recht.

Wenige Sekunden später begann das Seil zu schwanken, und eine Gestalt verdüsterte den Ausschnitt. Sie kletterte nach unten!

***

Bevor Ho Chan richtig zum Thema kam, hob er beide Arme und drehte die Handflächen nach außen, damit ich gegen sie schauen konnte. »Ich möchte mich für den Plan, den wir in Bewegung gesetzt haben, zunächst in aller Form entschuldigen. Nehmen Sie mich als den Verantwortlichen dafür, und strafen Sie meine Freunde nicht.«

»Gut. Allerdings kann ich nichts versprechen.«

»Das verstehe ich. Wir befinden uns in einem fremden Land, genießen dessen Gastfreundschaft – trotz aller Widrigkeiten – und müssen dafür dankbar sein. Wir sind bescheiden geworden, nachdem man uns in der alten Heimat nicht mehr wollte, weil wir eben anders waren und nicht mit dem Staat zusammenarbeiteten. Das nur am Rande. England, Ihr Land, Mr. Sinclair, nahm uns auf und gab uns so etwas wie eine provisorische Heimat. Wir haben nicht erwartet, von einer sehr bodenständigen Bevölkerung akzeptiert zu werden, aber wir taten auch nichts, um die Leute gegen uns aufzuwiegeln. Wir blieben ruhig und warteten einfach ab, was die Zukunft noch bringen würde.«

»Wie war Ihr Verhältnis zu Mr. Redburn? Kann man dabei überhaupt von einem solchen sprechen? Sie werden ihn sicher kennen.«

Ho Chan nickte. »Ja, wir kennen ihn. Er ist ein Mensch, der uns nicht neutral gegenübersteht.«

»Ihr Feind!« präzisierte ich.

»Nein, so schlimm will ich es nicht ausdrücken. Aber Sie könnten recht haben.« Er hob die Schultern. »Man hatte uns versprochen, uns nach London zu schicken. Nun, das wird sich vielleicht noch ergeben. Ich fasse mich da in Geduld. Aber das ist nicht Ihr Problem, damit müssen wir uns herumschlagen. Ich möchte auf die bitteren Dinge zu sprechen kommen. Wie gesagt, wir lebten hier recht bescheiden, wurden hin und wieder kontrolliert, aber plötzlich begannen die Untaten.«

»Wann war das?«

»Es fing vor ungefähr drei Wochen an. Männer von uns verschwanden.«

»Sind sie weggelaufen?«

»Nein, Mr. Sinclair. Man hat sie ermordet. Sie wurden durch ein Messer getötet.«

»Woher wissen Sie das?«

Ho Chan lächelte. »Wir haben einen Geheimgang entdeckt, der hier im Haus beginnt und an einer bestimmten Stelle unter dem Dorfbrunnen endet. Im Schacht des Brunnens fanden wir die Toten. Sie lagen aufgereiht nebeneinander.«

»Und Sie haben nicht die Polizei benachrichtigt?«

»Das konnten wir nicht. Wer hätte uns geglaubt?«

»Moment mal, Mr. Ho Chan, Sie hätten…«

»Ich hätte nichts machen können, überhaupt nichts. Es wäre alles umsonst gewesen. Wir sind Asylanten, auch in einem freien Land Ausgestoßene. Was hätte Ihre Polizei getan? In Fillingrow hatte Mr. Redburn so etwas wie die Polizeigewalt inne. Wie er zu uns steht, das brauche ich Ihnen nicht zu erklären.«

»Ja, das weiß ich. Wie lief es weiter?«

»Wir erinnerten uns an unseren Vetter Suko, von dem wir einiges gehört hatten. Wir lockten ihn her und sind nicht gerade zart mit ihm umgegangen, aber wir wußten nicht, in wieweit er sich schon von unseren alten Traditionen entfernt hat und wollten es einfach durchdrücken. Unser Plan mußte gelingen. Deshalb griffen wir zu diesen ungewöhnlichen Methoden…«

»Ungesetzlich, würde ich sagen. Sie haben meinen Freund und Kollegen regelrecht entführt.«

»Ja, das wissen wir.«

»Wo steckt er?«

»Lassen Sie mich weiterreden.« Ho Chan zog den dünnen Mantel

enger um die Schultern. Sicherlich fror er, trotz des leicht wärmenden Kerzenscheins. Es war auch saukalt in der Bude. »Wir haben Ihren Freund und Kollegen tatsächlich als Köder genommen. Ein Köder für den Mörder. Er befindet sich, an einem Arm angekettet, auf dem Grund des Brunnens und wird dort von dem Killer erwartet.«

Ich beugte mich vor. »Was haben Sie getan?« fragte ich, weil ich glaubte, mich verhört zu haben.

»Wir haben ihn als Köder benutzt, denn wir wissen aus Erfahrung, daß der Mörder in den Schacht zurückkehrt. Wenn er dort erscheint, wird er zumindest von Suko erwartet.«

Ich war nahe daran, hochzuspringen und dem Alten meine Meinung zu sagen. Aber ich blieb zunächst ruhig sitzen. »Suko ist also der Köder. Was soll ich hier?«

»Wir wollten Sie dabeihaben, weil Sie in diesem Fall eine doppelte Sicherung sind. Er als Köder, Sie als derjenige, der den Mörder fangen kann.«

»Gut ausgedacht, wirklich.« Ich schüttelte den Kopf. »Aber was geschieht, wenn Suko nicht überlebt? Ich kenne den Killer, Mr. Ho Chan. Ich habe ihn nicht nur gesehen, ich spürte sogar seine Messerklinge an meinem Hals, und das war ein verdammt unangenehmes Gefühl…«

Der Alte erschrak. »Was soll das heißen, Sie haben ihn gesehen?«

»Ja, wie ich es Ihnen schon sagte. Ich nahm ihn mit. Er fuhr per Anhalter.«

»Wie sah er aus?«

»Er war ein Mann, glaube ich. Sein langes Haar schimmerte blond…«

»Keine Bestie?« Die Augen des alten Mannes hatten sich erweitert.

Sie waren jetzt deutlicher zu erkennen.

»Was meinen Sie mit Bestie?«

»Haben Sie das Heulen nicht gehört?«

»Doch, das habe ich.«

»In diesem Dorf geht noch zusätzlich eine Bestie um. Gesehen habe ich sie nie, aber wir hörten ihr Heulen bei Vollmond. Wissen Sie, was es sein könnte?«

»Ein Werwolf?« sagte ich fragend.

»Wir kennen die alten Legenden und können uns vorstellen, daß er hier noch Unheil anrichtet.«

Allmählich sah ich klarer. »Sie rechnen also damit, daß hier ein Killer und ein Werwolf herumlaufen?«

»Ja. Vielleicht stecken sie auch unter einer Decke.«

»Oder sie sind eine Person.«

»Daran wage ich nicht zu denken.« Der alte Mann beugte sich vor.

»Ich möchte Sie noch einmal bitten, Mr. Sinclair, mir zu verzeihen. Es ging leider nicht anders.«

»Das wäre schon anders gelaufen, aber Ihre Köpfe scheinen eingefroren zu sein.«

Darauf ging Ho Chan nicht ein. Statt dessen wechselte er das Thema. »Diese Nacht«, sagte er, »ist wieder so gefährlich. Wir haben das Heulen vernommen. Zumindest der Werwolf ist unterwegs. Ob es der Killer auch ist, müssen wir noch feststellen.«

Diesmal erhob ich mich. »Da werde ich am besten nach meinem Freund Suko schauen. Ach, da ist noch etwas. Man hat mir übrigens die Vorderreifen meines Autos aufgeschlitzt. Ist Ihnen bekannt, ob der Messerkiller auch so etwas macht?«

»Nein, davon habe ich nichts gehört. Ich kann mir nur vorstellen, daß er weiß, wer in den Ort gekommen *ist.* Er will Sie festhalten. Er will nicht, daß Sie wieder verschwinden.«

»Das wollen Sie auch nicht, Mr. Ho Chan.«

»Meinen Sie vielleicht, daß meine Männer daran die Schuld tragen? Glauben Sie das?«

»Was ich glaube oder nicht, das spielt keine Rolle. Ich muß zumindest davon ausgehen.«

»Wir waren es nicht!« erklärte Ho Chan mit sehr bestimmt klingender Stimme.

Ich hob die Schultern, wandte mich um und schritt auf die Tür zu.

»Es ist klar, daß ich jetzt zu…«

Da hörte ich den Lärm. Lautes Schreien, dumpfe Schläge, dann fielen auch schnell hintereinander Schüsse.

Ich riß die Tür auf, war aber vorsichtig und lief noch nicht in den schwach erleuchteten Flur. Dafür sah ich eine Gestalt. Es war Li. Er taumelte mir entgegen. Die MPi hielt er noch unter den Arm geklemmt. Seine rechte Hand aber hatte er auf die breite blutende Wunde an der Schulter gepreßt. Als er an mir vorbei wollte, entriß ich ihm die Waffe und fuhr ihn hart an.

»Was ist geschehen?«

»Redburn ist gekommen. Mit… mit Männern. Sie wollen hier alles abbrennen …«

Ich hielt Li fest. »Stimmt das auch?«

»Ja, ja…« Er taumelte an mir vorbei. »Sie sind draußen. Da … da warten sie.«

Das reichte mir aus!

***

Der Killer war unterwegs. Er hatte einen Auftrag bekommen und würde ihn durchführen.

Sein Messer war gewetzt!

Davon ahnte das Opfer nichts. Er war zwar beruhigt, wie viele seiner Mitmenschen seit einiger Zeit, aber daß er besonders starke Angst

gehabt hätte, davon konnte man bei ihm nichts spüren.

Für den Abend hatte sich der ehemalige Lehrer und Witwer Frank Payne vorgenommen, ein Buch zu lesen. Einen dicken, historischen Wälzer, der sich mit den Wikingern befaßte. Geschichte gehörte nun mal zu seinen Hobbys. Zudem hatte er dieses Fach früher unterrichtet. Frank Payne wohnte etwas abseits. Sein elterliches Haus gehörte zu den ältesten im Ort. Es war von einem verwilderten Garten umgeben. Es gab natürlich Leute, die sagten dazu Öko-Garten, wenn sie alles so wachsen ließen, wie es der Liebe Gott gewollt hatte. Bei Payne war es anders. Er besaß einfach nicht mehr die Kraft, den großen Garten, der das Haus umschloß, in Ordnung zu halten.

Auch bei Sonnenschein wirkte das Haus irgendwie düster. In der Dunkelheit, zudem wenn es dunstig war, bekam es einen noch unheimlicheren Touch. Nicht einmal die Leuchte über der Eingangstür brannte.

Payne schritt vorsichtig die Stufen, bei diesen Temperaturen mußte er mit Glatteis rechnen, holte den Schlüssel aus der Tasche, schloß aber noch nicht auf, denn irgendein Gefühl sagte ihm, daß etwas nicht stimmte.

Er drehte sich um, schaute zurück, sah aber nichts…

Die schmale Straße hinter dem Vorgarten war leer. Nur der Dunst stand dort wie zerrissene Watte in der Kälte.

War dort wirklich niemand hergegangen?

Frank Payne lauschte noch einige Sekunden. Schließlich hob er die Schultern und begab sich daran, die Haustür zu öffnen. Vorsichtig schob er den flachen Schlüssel hinein, drehte ihn zweimal und hörte, wie das Schloß aufsprang.

Er drückte die Tür nach innen. Bullige Wärme empfing ihn. Keine Heizungswärme, in diesem Ort verließ man sich noch auf die gute alte Kohle, das war auch gesünder.

Der Flur war schmal und auch nicht sehr lang. An der rechten Seite schauten die Garderobenhaken aus der Wand. An einen hing Payne seinen Mantel, nahm auch die Mütze ab und strich über sein graues Haar. Dann betrat er den Wohnraum, machte auch dort Licht.

Die Möbel stammten noch von seinen Eltern und seiner Frau. Sie waren wuchtig und machten das kleine Zimmer noch enger. Die Glut hinter der Sichtscheibe des Ofens leuchtete wie ein rechteckiges, rotes Höllenauge.

Für einen Moment schloß er die Augen und ließ sich dabei in den Ohrensessel fallen. Es war Paynes Lieblingsplatz. Von hier aus konnte er auf die Mattscheibe schauen.

Der Fernseher blieb stumm. Statt dessen griff er zum bereitliegenden Buch, schlug es auf und fand sofort die Seite wieder, auf der er weiterlesen mußte.

Nach fünf Minuten legte Frank Payne das Buch zur Seite. Er konnte sich an diesem Abend nicht konzentrieren. Es war wie beim Schachspiel. Nicht grundlos hatte er es abgebrochen. In diesen dunklen Stunden ging etwas vor.

Er stand auf.

Das Wohnzimmer besaß zwei Fenster. Mit einem Schritt war er aus dem Lichtbereich der alten Stehlampe mit dem Pergamentschirm heraus und ging auf das am nächsten liegende Fenster zu. In seiner Größe paßte es sich den Häusern an. Es war klein, besaß noch einen Kreuzrahmen und an den Ritzen Kitt, der auch nicht mehr der beste war, denn es zog an allen Ecken und Kanten.

Wenn der Ofen keine Wärme abgab, fand Payne nach kalten Nächten sogar Eisblumen an der Scheibe.

Er schaute nach draußen.

Sein Blick fiel dabei in eine gespenstische Nachtlandschaft. Die Bäume ähnelten gelegentlich kleinen Ungeheuern, die nur darauf warteten, nach ihm greifen zu können.

Zu sehen war nichts. Er zog sich wieder zurück. Es war schon vorgekommen, daß Jugendliche durch seinen Garten geschlichen waren, um ihn zu ärgern. Man wußte, daß er Lehrer gewesen war, aber die Streiche hatten sich in Grenzen gehalten.

Diese Nacht war anders.

Trotz der Wärme und der dicken Strickjacke rann ein Frösteln über seinen Rücken.

Es hatte den letzten Wirbel noch nicht erreicht, als Frank Payne plötzlich das Kratzen vernahm.

Ein Geräusch, das ihn warnte und gleichzeitig erschreckte. Und es war in seinem Rücken aufgeklungen – am Fenster.

So rasch wie möglich drehte er sich.

Die Scheibe war leer!

Hatte er sich vielleicht geirrt?

Das Frösteln blieb. Er schlich vor, obwohl er Furcht hatte. Wenn es sehr windig war, schlugen und kratzten die Zweige der Büsche manchmal außen gegen die Scheibe, aber das war hier nicht der Fall.

Frank Payne gehörte zu den Menschen, die eine große Lebenserfahrung besaßen und aus ihr heraus einen gewissen Mut nahmen.

Das Fenster zu öffnen, kostete ihn allerdings eine gewisse Überwindung. Er drehte den alten Metallgriff, zog zweimal kräftig, dann schwang es nach innen.

Eiskalte Nachtluft trieb den Dunst in den Raum.

Frank Payne streckte den Kopf vor.

Er schaute nach rechts, nach links, aber nicht nach unten. Das war sein Verhängnis.

Direkt unter dem Fenster und halb vom Efeu verborgen, lauerte der Mörder.

Urplötzlich war er da.

Er schoß in die Höhe und tauchte vor dem alten Lehrer auf wie ein Gespenst.

Frank Payne sah das Gesicht. Eine bleiche, blasse Fratze, von hellen Haaren umweht, die flatterten, und er schaute in Augen, in denen der Wahnsinn leuchtete.

Dann sah er das Messer.

Frank Payne kam nicht mehr dazu, einen Schrei auszustoßen. Der Killer war einfach zu schnell. Er bewegte die Klinge von rechts nach links und wartete ab, bis der Mann das Übergewicht bekam, aus dem Fenster fiel und als Toter zu Boden prallte.

Der Mörder blieb breitbeinig über ihm stehen. Aus seinem weit offen stehendem Mund drangen fürchterliche Keuchgeräusche. Allmählich verging dieser Rausch.

Er schleuderte sein Haar zurück und erinnerte sich wieder an seinen Auftrag.

Das Messer verschwand, bevor er sich bückte, die Leiche hochhob und über die Schulter wuchtete. Er hatte genaue Angaben bekommen. Danach würde er sich richten.

Wenn das vorbei war, blieb das Problem Nummer zwei.

Der Brunnen!

Auf ihn freute er sich ebenfalls…

***

Das hatte mir gerade noch gefehlt! Abbrennen und womöglich Lynch-Justiz. Dieser Redburn mußte den Verstand verloren haben, falls er jemals einen besessen hatte. Wir lebten hier nicht im Wilden Westen, sondern in einer zivilisierten Gesellschaft, obwohl ich daran auch oft zweifelte.

Ich hetzte den Weg zurück. Die Chinesen trauten sich nicht nach draußen. Sie drängten sich in den engen Gängen. Ich schaute in ihre angstvollen Gesichter und fuhr einen von ihnen an: »Wo sind sie?«

Er deutete in Richtung Tür. »Die haben sie eingetreten.«

»Okay.«

Die Tür war überhaupt nicht mehr vorhanden. Dafür sah ich den zuckenden Fackelschein, der durch das offene Rechteck bis in die Baracke hineinfiel und auch die Männer übergroß, die breitbeinig die erste Reihe bildeten.

Redburn stand in der Mitte.

Neben ihm zwei mit Gewehren bewaffnete Helfer. Wahrscheinlich hatten sie auch geschossen.

Das war nicht alles.

Auf Redburns Armen lag eine leblose Gestalt. Der Mann war auf teuflische Art und Weise umgebracht worden. Die Umgebung seiner Kehle war dunkel geworden.

»Da!« brüllte mich Redburn an. »Da, sehen Sie, wen ich hier habe, Sinclair. Sie müssen ihn kennen!«

Ich ging so weit vor, bis ich im Türrechteck stand. Daß zwei Gewehrmündungen auf mich gerichtet waren, störte mich nicht im geringsten. »Ja, ich sehe ihn. Er ist einer der beiden Schachspieler.«

»Genau, Sinclair. Er heißt zudem Frank Payne und war einmal Lehrer, der jetzt seine Pension…«

»Wer hat ihn getötet?«

Redburn schrie mir lachend ins Gesicht: »Verdammt noch mal, das wissen Sie nicht?«

»Nein, Sie denn?«

»Die Chinks. Die Schlitzaugen!« Ich erkannte ihn kaum wieder in seiner Wut. Er trug eine Pelzmütze und hatte ebenfalls einen Pelzmantel übergestreift.

Darunter zeichnete sich sein Gesicht ab. Der Rand der Mütze wirkte wie ein scharfer Strich. Blaß war das Gesicht, versehen mit einem dunklen Schatten aus Bartstoppeln, der die eingefallenen Wangen noch hohler erscheinen ließ.

Dieser Mensch stand unter einem unheimlichen Einfluß. Er hielt den Mund weit offen. Stoßweise, wie Wasser aus einer Quelle, schäumte mir der wolkige Atem entgegen.

Die anderen waren stumm. Sie hielten ihn umfangen, ein schützender Mantel aus Menschenleibern, den ich nicht durchbrechen konnte, ohne daß ich es riskierte, Tote und Verletzte zurückzulassen.

»Du wirst gehen!« schrie er mich an. »Los, verschwinde endlich! Ich will dich nicht mehr sehen. Ich brauche freie Bahn. Ich will, daß du endlich gehst!«

»Nein!«

Er sah aus, als wollte er mir nicht glauben, schüttelte den Kopf und tastete mit den Händen fahrig über seinen Körper. »Nein hast du gesagt?« brüllte er. »Du hast tatsächlich nein gesagt?«

»So ist es!«

Er fuhr herum zu seinen Leuten. Wahrscheinlich alles normale Männer, jetzt aber aufgeputscht durch diesen Wahnsinnigen. »Er hat nein gesagt. Er will uns nicht an die Chinks heranlassen. Er ist nicht besser als diese Mörder!«

Dann ließ er den Toten fallen. Er schaute ihm nicht einmal nach, als dieser zu Boden rutschte. »Du hast nein gesagt«, wiederholte er einige Male und ballte dabei die Hand zur Faust. »Das kann ich nicht verstehen. Mörder decken Mörder!«

»Ich bin Polizist!« erklärte ich laut und deutlich. »Hast du

verstanden? Polizist!« Verdammt noch mal, ich wollte mich beeilen, denn ich mußte Suko finden.

»Du bist kein Bulle!« brüllte er. »Bullen schützen keine Mörder.«

Er deutete an mir vorbei. »Und erst recht nicht dieses Pack. Wir werden uns jeden einzelnen von denen holen. Und du verfluchter Hund hältst uns nicht auf. In diesem Ort habe ich zu sagen. Mein Wort gilt. Das Wort der Redburns ist Gesetz!«

Irgendwann gibt es einen Punkt, wo auch der friedlichste Mensch mal handeln muß. Ich gehöre zu den friedlichen Menschen. Bei mir war der Punkt erreicht, und ich tat es.

Mein Arm schnellte vor. Ich bekam ihn so zu packen, wie ich es haben wollte.

Im Gegensatz zu ihm trug ich keine Handschuhe. Deshalb war mein Griff auch so hart. Er umklammerte den Hals des Mannes wie eine Stahlkette. Ich riß ihn zu mir heran, preßte ihn gegen meinen Körper, und bevor die beiden Gewehrträger noch etwas unternehmen konnten, hielt ich bereits die Beretta in der Rechten.

Ich drückte die Mündung nicht gegen die Stirn des Wirts, dann wäre ich nicht besser gewesen als irgendein Kidnapper, aber ich schob die Waffe an der rechten Seite des Mannes vorbei, und ihre Mündung glotzte einen der Gewehrträger an.

»Noch Fragen?«

Redburn wehrte sich. Er wollte sich durch Drehungen aus meinem Griff befreien, so daß ich härter zupacken mußte und meinen Arm schlangengleich um seine Kehle wand.

Die Männer gaben keine Antwort. Sie standen am Rand der Straße und starrten uns an.

»Wer will hier noch lynchen?«

Im Schein der Fackeln bewegten sich ihre zuckenden Schultern von oben nach unten. Das war alles.

»Gut, wenn keiner die Verantwortung auf sich laden will, was ich gut finde, dann geht nach Hause. Versteckt euch in euren Häusern und Wohnungen, weil ich keinen von euch mehr sehen will. Ist das klar? Habt ihr mich verstanden?«

Sie nickten.

»Sie, Redburn, bleiben. An Sie habe ich nämlich einige Fragen.«

Ich hatte ihm nicht die Luft abgedrückt, trotz meines harten Griffes.

Er konnte noch sprechen und tat das auch.

»Du verfluchter Polizist!« keuchte er. »Im Moment hast du gewonnen. Aber warte ab!«

»Das werde ich auch!« Mehr sagte ich zu ihm nicht. Für mich waren die anderen wichtiger. »Verschwinden Sie endlich!« fuhr ich die noch immer wartende Meute an. »Weg hier! Ich möchte mich nicht noch einmal wiederholen.«

Sie starrten mich an. Es waren normale Männergesichter. Manche mit älteren, andere wiederum mit jüngeren Zügen. Die Fackelträger machten den Anfang. Sie drehten sich um. Als die beiden Bewaffneten das sahen, senkten auch sie ihre Gewehre.

Ich hatte mir ihre Gesichter gut eingeprägt. Sollte ich alles überstehen, würde ich mit ihnen einige Takte reden müssen. Schließlich hatten sie geschossen, und einen Waffenschein besaßen sie bestimmt nicht.

Die Männer drehten mir und meinem »Gefangenen« die Rücken zu. Gebeugt schlichen sie über die Straße. Ihre Bewegungen wirkten, wie von der herrschenden Kälte eingefroren.

»Ihr verfluchten Feiglinge!« brüllte ihnen der Wirt nach. »Ihr verdammten Lumpenhunde. Ihr werdet euch noch wundern, wenn es zur großen Abrechnung kommt.«

»Die wird es erst einmal zwischen uns beiden geben!« erklärte ich ihm und zischte die Worte in sein Ohr. Ich drehte ihn blitzschnell herum, so daß ich ihn in den Flur stoßen konnte. Er stolperte über die zertrümmerte Tür und betrat die düstere Enge, wo die chinesischen Asylanten schweigend abgewartet hatten und ihn aus blicklosen Augen anschauten. In den Augen stand weder der Wunsch nach Vergeltung noch ein heißer Haß zu lesen. Sie gaben nichts von ihren Gefühlen preis.

Redburn sah das anders. Er sträubte sich auch gegen mein Vorhaben, stemmte die Füße gegen den Boden und wollte nicht von mir tiefer in den Raum geschoben werden.

So hatten wir nicht gewettet. Ich verstärkte den Druck und erntete bei ihm wilde Flüche und Beschimpfungen. »Schau sie dir doch mal an. Allein wie sie mich ansehen. So sehen Killer aus, Mann.«

»Nein, so bestimmt nicht.« Ich drückte ihn herum und preßte Redburn dann mit dem Rücken gegen die kalte Wand. Ich löste den Griff, packte dafür den Kragen seines Pelzmantels und drehte ihn zusammen. »So, Mr. Redburn, jetzt mal raus mit der Sprache. Wer hat Frank Payne nun tatsächlich getötet?«

»Die…«

»Sagen Sie nicht wieder, die Chinesen.«

»Ich… ich habe ihn gefunden. Nicht weit von meinem Haus entfernt. Da hat er sich noch hingeschleppt.«

»Das werden wir untersuchen. Was wollte er gerade bei Ihnen?«

»Hilfe. Er hatte sonst keinen.«

»Wer hat ihn gekillt? Wer könnte das getan haben?«

»Die Chinesen, nur sie. Die haben alles durcheinandergebracht. Sie können mit den Messern umgehen. Die sind heimtückisch wie alle Asiaten, das sage ich Ihnen.«

»Gibt es hier im Dorf niemanden, der ein Messer beherrscht? Ich

denke da an den Fleischer oder…«

»Wer sollte so etwas tun?« schrie er mich an und sprühte Speichel in mein Gesicht.

»Ein Anhalter mit blonden Haaren, möglicherweise.«

»Das haben Sie sich nur gedacht, um die Gelben in Schutz zu nehmen. Es gibt hier keine Anhalter.«

»Ein Geist hat mir die Schnittwunden nicht am Hals beigebracht!« hielt ich ihm entgegen.

»Trotzdem, das waren sie.« Er ließ sich einfach nicht belehren, wollte noch weiter gegen die Chinesen hetzen, als jemand kam, der nur ein Wort sprach, aber laut genug, daß alle es hören konnten.

»Nein!«

Plötzlich war es still. Selbst der Wirt redete nicht mehr. Er schielte in den Gang hinein, wo eine gebückt gehende Gestalt langsam näher kam. Es war der alte Ho Chan.

Er hatte den Raum verlassen und zugehört, was gesprochen worden war. Einer seiner Leute sprang zu ihm und mußte ihn abstützen, sonst hätten die Knie noch nachgegeben.

Ho Chan blieb stehen, hob den rechten Arm an und deutete mit dem Zeigefinger auf Redburn. »Er steckt voller Haß. Er ist der böse Keim in diesem Ort. Ich spüre es genau. Von ihm geht das Böse aus. Wie eine Spinne sitzt er im Netz und zieht seine Fäden. Er steuert und lenkt das Grauen, in das wir alle eingefangen sind. Er ist wie ein Geschwür, das entfernt werden muß.« Anklagend redete der alte Mann auf Redburn ein, der nichts sagte. Nur sein Gesicht verlor noch mehr an Farbe.

Schließlich konnte Ho Chan nicht mehr. Noch jemand sprang hin und stützte ihn. Dann drehten sich die drei herum und gingen weg.

Ho Chan hatte sich völlig verausgabt.

Redburn aber fing sich wieder. Er holte Luft und starrte mich dabei an. »Ein Spinner!« keuchte er. »Das ist doch ein Spinner! Haben Sie das nicht bemerkt?«

»Nein!«

»Das sieht doch…«

»Ich glaube kaum, daß er ein Spinner ist. Er weiß sehr wohl, was er sagt.«

Der Wirt schaute mich schief von der Seite an. »Dann glauben Sie ihm also?«

»Ja!«

»Mehr als mir?«

»Auch das. Da Sie in diesem Ort sehr viel Einfluß haben, sorgen Sie bitte dafür, daß der Tote von der Straße geschafft wird. Haben wir uns verstanden?«

»Ja. Kann ich dann gehen?«

»Meinetwegen gehen Sie. Aber kommen Sie nicht so schnell wieder,

Meister.«
Erst am Türdurchgang gab er mir die Antwort. »Das kann ich Ihnen nicht versprechen, Sinclair!«
Dann verschwand er und sprang über den Toten hinweg. Ich schaute ihm mit einem sehr unguten Gefühl nach. Irgendwo wußte ich, daß ich einen Fehler begangen hatte.
Möglich, aber Suko war jetzt wichtiger!

***

Suko wußte zwar nicht, wer an dem Seil herunterkletterte und was es zu bedeuten hatte, ihm war jedoch klar, daß sich die Lage schlagartig ändern konnte. Zudem fragte er sich, wie ihm der Unbekannte wohl gesonnen war.
Er wollte den Unbekannten keinesfalls provozieren, deshalb ließ er seine Waffen auch unter Verschluß, und er bewegte sich auch nicht, so daß kein Kettenglied klirrte.
Der Fremde kam näher. Er war ein geschickter Kletterer und turnte schwingend dem Brunnenboden entgegen. Dabei schwang er von einer Seite zur anderen, stieß manchmal mit dem Knie oder dem Fuß gegen die Schachtwand, hielt auch mal inne, drehte den Kopf, schaute nach unten und mußte Suko längst gesehen haben.
Er gab keine Reaktion von sich. Suko fiel nur auf, daß der Kletterer lange Haare besaß.
War er vielleicht eine Frau?
Mit ihm kam die Kälte.
Ein Schwall drang in die Tiefe, ein Hauch aus Eis und Frost, der auch über Sukos Gesicht strich. Dem Kletterer schien die Kälte nichts auszumachen. Sein Mantel war dünn, er lag eng um den schmalen Körper.
Die letzten Yards sprang der Unbekannte. Er hatte das Seil losgelassen und ließ sich in die Tiefe fallen. Geschickt kam er auf, vertrat sich auch nicht den Fuß, drehte sich um und blieb breitbeinig stehen, als hätte er einen großen Sieg errungen.
Suko konnte ihn jetzt genau erkenne, weil das Licht der beiden Fackeln ihn wie ein Schleier umfloß.
War es ein Mann oder eine Frau?
Vielleicht beides, ein Transsexueller, eine Mischung, ein möglicherweise unglücklicher Mensch. Jedenfalls wirkte er etwas weibisch, als er sein Haar zurückstrich, das sehr lang in den Nacken fiel und aussah, als wäre es mit Goldpuder bestäubt worden.
Im Schein der Flammen hatte das Gesicht einen rötlichen Schein bekommen. Wahrscheinlich war es sonst bleich und blaß, nun sah es aus wie die Glut, und auch die Haare hatten den Flammenton bekommen. Sie wehten leicht hoch, bevor der Kletterer wieder mit

den gespreizten Fingern hindurchfuhr und sie nach hinten drückte.

Er lächelte.

Es war ein Lächeln, das man hätte als kantig bezeichnen können.

Es erreichte nur den Mund, aber nicht die Augen. Dort lagen die Pupillen wie schwarze Flecken, über die das Licht der zuckenden Flammen huschten. Er wirkte nervös und bewegte seine Hände, die sehr lang waren und kräftige Finger besaßen.

»Hallo«, sagte er zur Begrüßung. Er sprach mit einer heiseren Flüsterstimme.

»Ebenfalls!« Suko gestattete sich ein knappes Lächeln. »Darf ich fragen, wer Sie sind?«

Der Ankömmling lachte fast lautlos. Er hatte den Mund aufgerissen. Über die Lippen drang nur mehr ein leises Glucksen. »Wer ich bin? Kennst du mich nicht?«

»Nein, ich bin neu hier.«

»Ach so, neu.« Er nickte und trat etwas nach vorn. »Ich bin der böse Mann.«

Suko hatte schon geahnt, daß er hier einen besonderen Typen vor sich stehen hatte, doch diese Antwort zeigte ihm, daß der Knabe wohl nicht ganz richtig im Kopf war. »Der böse Mann?«

»Ja.«

»Und Sie sind aus dem Brunnen gekommen?«

»Das stimmt.«

Suko ließ seinen Blick über die Kleidung des Besuchers wandern.

An einigen Stellen sah er feuchte, dunkle Flecken. Sie waren noch nicht gefroren. Das konnte Wasser aber auch Blut sein. So genau wollte sich Suko nicht festlegen. »Wissen Sie auch, wer hinter Ihnen liegt?«

»Ja, die Toten.« Er drehte sich nicht einmal um. »Ich kenne sie sehr gut, besonders gut, denn ich habe sie auch umgebracht, verstehst du das? Ich habe sie getötet.«

»Tatsächlich?«

»Klar!«

Suko zwang sich zur Ruhe. »Und weshalb haben Sie die Chinesen getötet?«

Der böse Mann hob die Schultern. »Was soll die Frage? Ich hatte es tun müssen.«

»Einfach so?«

»Nein oder ja. Es ist egal. Ich habe eine Aufgabe bekommen. Ich muß sie erledigen, und ich…«

Da zog er sein Messer. So schnell und geschmeidig, daß er selbst einen Mann wie Suko überraschte. Der Inspektor hatte zwar noch seine Hand bewegen können, es war ihm aber nicht gelungen, auch nur mit den Fingerspitzen den Griff der Beretta zu berühren, denn der

Blonde warf sich auf ihn und schleuderte Suko zurück.
Die Kette spannte sich dabei. Ein wüster Schmerz schoß durch Sukos linken Arm, und die Manschette riß die Haut an seinem linken Handgelenk blutig.
Er lag auf dem Rücken, der Blonde preßte sich keuchend auf ihn.
Zwischen seinem und Sukos Gesicht lag, die blanke, tödliche Klinge, die an einer Seite noch einen rötlichen, feuchten Film zeigte. Blut des letzten Opfers.
»Drei Tote«, sagte der Blonde, »liegen hier. Bald werden es vier sein, denn du wirst sterben.«
»Weshalb?«
»Weil ich es so will. Du… du … gehörst auch zu diesen Schlitzaugen. Sie alle werden sterben, auch diejenigen, die zu ihnen halten und ihnen helfen.«
»Warum tust du das?«
»Aus Dankbarkeit. Ich will dankbar sein.«
»Wem?«
»Einem Freund. Ich muß es, denn er hat sich um mich gekümmert. Er hat mich versteckt vor den anderen. Deshalb tue ich, was er von mir verlangt. Ist doch klar – oder?«
»Mir nicht.«
»Dafür kann ich nichts. Aber du wirst bald neben ihnen liegen. Oder willst du als angeketteter Toter vermodern?«
»Eigentlich nicht.«
»Dein Pech, daß man dich hergebracht hat. Wer hat es getan? Wer kettete dich an?«
Suko sah eine winzige Chance. »Es waren die Chinesen, die es taten. Deine Feinde. Verstehst du jetzt?«
»Wie?«
»Nun, deine Feinde sind auch meine Feinde.« Er schaute in die Augen des Halbirren und suchte darin nach einer Regung, aber der Blonde mit dem Messer reagierte nicht.
»Das ist nicht zu begreifen«, sagte er. »Nein, das ist überhaupt nicht zu begreifen. Die Chinesen können nicht… du … du lügst. Du willst mir hier etwas erzählen.«
»Bestimmt nicht.«
»Wie lange bist du schon hier im Ort?«
»Seit gestern.«
Der Blonde begann hoch und schrill zu lachen. »Lüg mich nicht an, verdammt! Ihr seid viel länger hier.«
»Ich bin gestern gekommen. Schau mich doch an. Sehe ich etwa wie die Chinesen in der Baracke aus? Sehe ich wirklich so aus? Ich bin völlig anders angezogen und spreche auch deine Sprache besser. Nein, ich gehöre nicht dazu.«

»Aber du bist Chinese!«
»Das kann ich nicht leugnen.«
»Deshalb mußt du sterben. Alle Fremden müssen sterben. Dieser Ort muß wieder uns gehören.«
Suko sah seine Felle wegschwimmen. Dieser Kerl war nicht durch Geld und gute Worte von seiner Bluttat abzubringen. Der Einfluß dieses Unbekannten mußte wie ein Druck auf ihm liegen.
»Wer hat dir das gesagt?« fragte Suko. »Wer?«
»Ein Freund!«
»Kenne ich ihn?«
»Ja, bestimmt. Jeder hier kennt ihn. Er ist ein guter Mensch. Er hat mich nie verstoßen.«
»Wie sollte er?«
Der Blonde begann zu lachen. »Wie er sollte? Ich bin ausgebrochen, aber er hat mich versteckt.«
»Ausgebrochen?«
»Ja!« keuchte der Killer. »Aus meiner Zelle. Sie hatten mich eingesperrt. Hinter Gittern gesetzt. Einfach in die Anstalt zurück. Das war furchtbar, kann ich dir sagen. Einfach schrecklich. Ich… ich bin kaum davon losgekommen. Es war ein Alptraum, aber er hat mich aufgenommen. Ich bin ihm dankbar, ich werde immer für ihn da sein. Wir beide sind Ausgestoßene. Wir werden …«
»Nenne mir seinen Namen!«
Die Hand des Killers zuckte. Suko rechnete damit, daß die Klinge seinen Hals treffen würde, deshalb drehte er sich. Die flache Seite lag dann auch schon auf seiner Haut. »Weshalb willst du ihn wissen? Weshalb? Du bist neugierig, aber du bist schon so gut wie tot. Ja, du bist tot. Deshalb werde ich dir überhaupt nichts sagen, verstehst du? Überhaupt nichts, du… du …«
Suko war inzwischen klargeworden, daß er den Mann mit Worten nicht überzeugen konnte. Dem machte es Spaß, gewisse Aufträge auszuführen.
Und mit seinem Auftraggeber mußte ihn ein besonderes Verhältnis verbinden. Er war ihm hörig.
»Hast du noch einen Wunsch?« fragte der Blonde.
»Ja.«
»Dann heraus damit!«
»Stell dich bitte hin!«
Der Blonde begann zu lachen. »Nein, nein! Den Gefallen tue ich dir nicht. Ich werde auf dir bleiben und dir die Kehle durchschneiden, verstehst du das?«
Trotz der Kälte lagen Schweißperlen auf Sukos Stirn. »Ja, das verstehe ich. Du willst auf Nummer Sicher gehen!«
»Stimmt genau.«

Platz, dachte Suko. Ich brauche nur etwas Platz, um mich wehren zu können. Nur einen winzigen Abstand. Er entschloß sich zu einer riskanten Wortaktion. »Das ist ja alles schön und gut. Aber so wie du liegst, wirst du mich kaum töten können. Das ist viel zu schwierig. Glaub mir, ich kenne mich da aus.«

Der Blonde lachte. Seine Haare waren nach vorn gefallen. Einige von ihnen hingen wie dünne Strähnen vor seinen Augen und tippten gegen die Wimpern. »Hast du keine Angst?« fragte er zischend.

»Weshalb sollte ich?«

»Die anderen haben Angst gehabt. Zuerst nicht, aber dann fingen sie an zu zittern.«

»Für mich gehört der Tod zum Leben!«

Diese Antwort hatte den Blonden irritiert. »Wie meinst du das?«

»Kein Leben ohne Tod. Der eine stirbt früher, der andere später. Jetzt bin ich an der Reihe.«

Der Killer deutete so etwas wie ein Nicken an. »Ja, so gesehen, hast du recht. Wirklich, das stimmt, wenn man genauer darüber nachdenkt. Dann fürchtest du dich nicht vor dem Ende?«

»Du etwa?«

Der Mörder überlegte. Sein Gesicht nahm einen nachdenklichen Ausdruck an. Er schien in weite Fernen zu schweifen. »Doch«, sagte er schließlich und nickte sich selbst zu. »Irgendwie habe ich Angst. Ich will mein Blut nicht sehen. Ich kann es nicht. Es ist schon damals furchtbar gewesen, wenn ich mir in den Finger geschnitten habe. Das kann ich einfach nicht überwinden. Weißt du, deshalb habe ich Angst vor meinem Blut. Bevor meines fließt, muß das anderer Personen fließen und…«

Da rammte Suko sein rechtes Bein hoch. Er hatte gewußt, daß er den Mann nicht mehr stärker ablenken konnte. Der Höhepunkt war erreicht, die letzte Chance bot sich ihm.

Und er traf auch, schleuderte den Körper zur Seite. An Sukos Hals zog sich die Klinge entlang, wie ein Strich, aber sie ritzte ihn nur seitlich am Kinn.

Einen Moment später lag der Killer am Boden. Sein Messer hielt er noch fest. Er fluchte dabei, der dünne Mantel starrte vor Schmutz, und Suko blieb ebenfalls keine Sekunde länger liegen. Er richtete sich auf, seine rechte Hand verschwand unter der Jacke und holte die Beretta hervor.

Der Killer sprang hoch.

Ein drittes Auge starrte ihn an. Kreisrund, an den Rändern schwarz, in der Mitte leer.

Die Pistolenmündung!

»Weißt du, was das ist?« fragte Suko leise. »Kennst du eine Pistole, Killer?«

Der Blonde gab keine Antwort. Seine Lippen bewegten sich zuckend. Er drehte auch den Kopf, schaute überall hin, begann dann zu lachen und starrte auf die breite Klinge.

»Kein Blut«, sagte Suko. »Nicht mein Blut. Du wirst dein Messer jetzt fallen lassen und…«

»Nein, das mache ich nicht!«

»Möchtest du erschossen werden?«

»Nein, auch nicht. Ich werde nichts tun. Ich bleibe hier stehen und werde warten.«

»Auf wen?«

»Mein Freund wird erscheinen und mich herausholen, darauf kannst du dich verlassen. Du hast nicht gewonnen. Glaub das nur nicht. Ich bin immer der Sieger.«

»Weg mit dem Messer!« Sukos Stimme klang schneidend. Er hoffte, den richtigen Tonfall getroffen zu haben, aber er irrte sich. Der blonde Mann zeigte sich stur.

»Zu mir hat mal einer gesagt, ich sähe aus wie ein Engel. Und auf Engel schießt man nicht.«

»Du bist höchstens ein Todesengel, mein Junge!«

»Trotzdem, man darf nicht auf Engel schießen.«

»Doch, man darf!« Suko drückte ab.

Der Killer zuckte nicht einmal zusammen, als das Geschoß hautnah an seinem linken Ohr vorbeiwischte und in die Wand des Stollens hieb. Er war zu überrascht. »Du… du hast auf einen Engel geschossen?« fragte er, als könnte er es noch immer nicht glauben.

»Das habe ich!« Suko fügte ein Lachen nach. »Beim nächstenmal ziele ich besser. Dann wird die Kugel genau treffen. Hast du verstanden? Du kannst dir sogar aussuchen, wo sie…«

»Man darf Engel nicht töten!«

»Dann laß das Messer fallen!«

Er schüttelte heftig den Kopf. »Nein, nein, auf keinen Fall. Ich werde es nicht tun. Es wäre eine Schande.« Er ging einen Schritt zurück und stand jetzt direkt über der Brunnenöffnung. »Du wirst mich nicht dazu zwingen können. Es ist ein Geschenk, das er mir gegeben hat. Er, verstehst du?«

»Ich weiß, mein Junge. Er hat es dir gegeben. Er wird dir aber nicht helfen können.« Suko räusperte sich. »Also weg damit. Du hast verloren, mein Junge!«

Der Killer schaute ihn an. Das Spiel aus Licht und Schatten ließ ihn zu einer clownartigen Figur werden. Er sah so aus, als würde er sich bewegen. In ihm ging etwas vor. Es war ein innerlicher Kampf, den er durchstehen mußte, und Suko hoffte, daß bei ihm die Vernunft siegte. Aber konnte man bei einem Kranken wie ihm überhaupt von einer Vernunft sprechen? Er konnte es nicht glauben.

In der rechten Hand hielt der Killer seine gefährliche Waffe. Jetzt bewegte er diesen Arm, winkelte ihn an und hob ihn gleichzeitig in die Höhe. »Du wirst das Messer nicht bekommen. Nein, das kann ich nicht machen. Ich werde mich selbst…«

Er stockte, aber die Klinge lag plötzlich an seiner Kehle. Sie war so breit, daß sie fast seinen gesamten Hals an der Vorderseite verdeckte und praktisch mit dem Kinn abschloß.

»Du willst dich selbst töten?«

»Ja, diesmal werde ich mein Blut sehen. Ich liebe diese Waffe, sie ist ein Geschenk, sie ist…«

Was sie noch war, das erfuhr Suko nicht. Aber er hörte ein Geräusch, das für ihn im ersten Augenblick nicht zu identifizieren war, weil er die Quelle nicht sehen konnte.

Jedenfalls war es da, und es war tödlich!

Aus dem für Suko nicht einsehbaren Brunnenschacht raste etwas in die Tiefe und traf mit einer nahezu tödlichen Sicherheit sein Ziel.

Es war der Killer!

Der Stein war gerade wie ein Strich gefallen und so groß und kantig, daß der Blonde keine Chance hatte.

Suko hörte nicht einmal seinen Schrei. Nur einen dumpfen Laut, dann sackte er zusammen, und es sah so aus, als sollte er in den weichen Boden gedrückt werden.

Von dem Kopf des Killers sah Suko nichts mehr. Er und ein Teil der Brust waren unter dem Stein begraben. Ein Arm schaute hervor und eine Hand ohne Messer, aber auch die Beine.

Suko brauchte. Sekunden, um die schockartige Überraschung zu überwinden. Damit hätte er in seinen kühnsten Träumen nicht gerechnet, aber es war eine Tatsache.

Ebenso wie das schaurige Lachen, das durch den Tunnelschacht hallte und sich als Echo im Stollen verlief.

Es war ein Ausdruck des Triumphs, des Sieges, über den Suko sich nicht freuen konnte…

***

Dafür freute er sich knapp eine Minute später, als er aus dem Stollen Stimmen hörte. Eine kam ihm besonders bekannt vor. Die seines Freundes John Sinclair.

Ich war es tatsächlich, der die Chinesen antrieb. Ich hatte mich an die Spitze gesetzt, war den Weg durch den Tunnel so rasch wie möglich gelaufen und sah auch als erster den Fackelschein. Dort lag mein Ziel.

Ich sah Suko, ich sah den Stein, und ich sah dessen Opfer. An der Kleidung erkannte ich, daß es den blonden Anhalter erwischt hatte.

Die mich begleitenden Chinesen hatten sich an der Schachtöffnung

versammelt und tuschelten miteinander.

»Ich bin es nicht gewesen, wie du dir vorstellen kannst«, begrüßte mich Suko.

»Das kann ich mir denken.«

»Und ich weiß auch nicht, wer den Stein in den Brunnen geschleudert hat. Jedenfalls wollte er mich töten. Man kann von Glück sprechen, daß ich noch lebe.«

»Das glaube ich auch.« Ich war vorgetreten und schaute die Schachtöffnung hoch.

Das Ende des Brunnens zeichnete sich sehr schwach ab. Ein zerfließender Rand, mehr nicht.

Ich schüttelte den Kopf. »Dabei hat es so ausgesehen, als wäre dieser Brunnen völlig normal gewesen. Ich habe hinein- aber nicht hinunterschauen können. Es gab da eine Sperre, die mir den Blick verwehrte. Jetzt ist sie verschwunden.«

»Könntest du nicht dafür sorgen, daß mir die Manschette abgenommen wird?« fragte Suko.

»Wirklich?«

Er grinste schief. »Sie scheuert etwas. Meine Landsleute haben eine ungewöhnliche Art, ihren Humor zu demonstrieren.«

Ich starrte die Chinesen an, die Bescheid wußten. Einer von ihnen holte einen flachen Schlüssel hervor, der genau in das schmale Schloß der Manschette paßte.

Ich nahm den Schlüssel an mich und befreite meinen Freund. Suko schaute auf sein Handgelenk, wo die Haut ziemlich gelitten hatte.

Dann drehte er den Kopf.

Seine Landsleute standen da wie Sünder und starrten zu Boden.

»Ich weiß nicht, wie ich mich bei euch bedanken soll, ihr lieben Vettern. Irgend etwas tue ich noch.« Er stand auf und wickelte ein Taschentuch um das malträtierte Gelenk, um das erste Blut abzuwischen. »Es war ein verdammt schlechter Plan, Freunde.«

Ich mischte mich ein. »Gut, Suko, er wird keinen Menschen mehr töten. Bei mir hat er es versucht, es aber nicht geschafft. Sein letztes Opfer war ein pensionierter Lehrer.«

»Er tat es nicht aus eigenem Antrieb. Man kann ihm nicht einmal einen Vorwurf machen. Der Mann war krank«, sagte Suko. »Er hat es mir berichtet. Er muß aus einer Anstalt ausgebrochen sein und fand hier im Ort Unterschlupf.«

»Wo?«

»Ich weiß es nicht. Er wollte es mir nicht sagen. Aber es gibt einen Helfer, der ihn auch getötet hat.«

Ich schaute auf den Stein. »Ein verdammt schweres Ding. Wer hat soviel Kraft, ihn anzuheben?«

»Wenn du zu dritt oder viert bist…«

»Ja, wenn. Der Mörder aber sprach von einem Helfer, der gemerkt haben muß, wie sehr dem Killer die Felle wegschwammen. Da hat er eben gehandelt.«

»Und wir müssen auch handeln, John. Und zwar so schnell wie möglich. Kennst du dich in Fillingrow aus?«

»Ein wenig nur.«

»Hast du keinen Verdacht?«

Ich starrte in das Feuer der Fackeln. »Doch, Suko, ich habe einen Verdacht. Sogar einen ganz bestimmten.«

»Hat dieser Verdacht auch einen Namen?«

»Ich glaube schon. D.C. Redburn.«

»Habe ich noch nie gehört.«

»Das glaube ich dir. Redburn ist so etwas wie ein Großmogul in Fillingrow. Er will hier herrschen.«

»Wo wohnt er?«

»In der Nähe des Brunnens besitzt er ein Lokal. Komm, wir werden ihm einige Fragen stellen.«

Die Chinesen schufen schweigend Platz, als wir uns in den Stollen zwängten. Zum Abschied warf Suko ihnen, noch einen sehr harten und bösen Blick zu.

Wir hatten den Stollen rasch hinter uns gelassen und standen schon bald in der Baracke. »Willst du noch Ho Chan begrüßen?« fragte ich meinen Freund.

»Nein, später.«

»Okay.«

Wir liefen hinein in die Kälte. Den Toten hatte man inzwischen weggeschafft. Auf dem Weg zum Brunnen berichtete ich Suko von meinen Erlebnissen. Er konnte nicht viel hinzufügen und hatte auch nie das unheimliche Heulen gehört.

»Ich rechne mit einem Werwolf«, sagte ich.

»Ist das nicht weit hergeholt?«

»Wieso?«

»Wenn hier einer ein Werwolf war, dann meines Erachtens nur der blonde Killer.«

»Nein, das war ein Psychopath. Hier in Fillingrow muß noch eine Bestie herumstreunen, und der will ich an den Kragen. Vielleicht weiß Redburn mehr.«

»Das wird er uns auch noch gerade sagen.«

Ich hob die Schultern. »Bleibt ihm etwas anderes übrig?«

Es war uns auf dem Weg zum Brunnen kein Mensch begegnet. Die Bewohner hatten den Rat tatsächlich befolgt und waren in ihren Häusern geblieben.

Vor dem Brunnen blieben wir stehen. Ich legte meine Hände auf den Steinrand und schaute – ebenso wie Suko – in die Tiefe.

Jetzt sahen wir den Trick. Die Steinplatte, aus der auch die Wasserdüsen schauten, ließ sich bewegen und war zur Seite gekippt worden. Ein alter Trick, aber noch sehr wirkungsvoll. Für den Kenner war der Brunnen ein idealer Fluchtweg.

»Das ist sein Geheimnis«, sagte ich. »Mehr nicht.«

Da hörten wir das Heulen.

Unheimlich, schaurig, wie ein finsteres Versprechen schwang er über die Dächer der Häuser hinweg.

Suko schaute mich an. »Das ist er«, flüsterte er. »Das ist der verdammte Werwolf.«

»Ja, leider…«

Das Heulen verstummte. Aber die Bestie war noch da. Davon gingen wir aus. Ich schaute hoch zum Himmel. Hinter den Wolken hob sich blaß der Vollmond ab.

Ein ideales Werwolf-Wetter…

»Zu Redburn?« fragte Suko.

»Und ob, mein Lieber…«

***

Kurze Zeit später standen wir vor der Tür des Gasthauses und fanden sie verschlossen.

Suko rüttelte an der Klinke, während ich mir die Fenster anschaute. Sie waren nur dunkle Rechtecke, hinter denen kein Licht brannte. In den oberen Etagen ebenfalls nicht.

Ich kehrte zu Suko zurück.

»Sieht nicht gut aus«, sagte mein Freund und schaute in Richtung Straße. »Dein Verdacht scheint sich zu bekräftigen. Dieser Redburn muß einfach Dreck am Stecken haben.«

»Das glaube ich auch.«

»Ob er im Haus ist?«

»Weißt du, ob er ein Werwolf…«

Suko lachte. »Nein, das weiß keiner. Deshalb würde ich vorschlagen, daß wir uns drinnen umschauen.«

»Ist gut.«

Wir besaßen einen Spezialschlüssel, dem das Schloß kaum Widerstand bot. In diesem Fall konnten wir es verantworten, in ein fremdes Haus einzudringen.

Der typische Kneipengeruch empfing uns. Es roch nach schalem Bier und auch nach kaltem Rauch. Ich machte in der Gaststube Licht. Wir fanden sie leer und sogar aufgeräumt.

»Da tut sich nichts«, sagte Suko. »Weißt du, wo sich seine Wohnräume befinden?«

Ich zeigte mit dem Daumen in die Höhe. »Wahrscheinlich in den oberen Etagen.«

»Dann los.«

Wir suchten erst den Treppenaufgang. In einem breiten Fliesenflur fanden wir die dunkle Holztreppe. Die Stufen ächzten unter unserem Gewicht. Geräuschlos konnte hier nicht einmal eine Katze hochlaufen. In der ersten Etage landeten wir vor einer Wohnungstür, die einen Glaseinsatz besaß.

Der Knauf fiel mir ins Auge. Ich drehte ihn, die Tür war offen.

Vorsichtig drückte ich sie in den dahinter liegenden Flur, aus dem uns die Dunkelheit entgegengähnte.

Suko stand hinter mir. Er hatte die Beretta gezogen, um Rückendeckung zu geben.

Die Waffe brauchte er nicht einzusetzen. Niemand griff uns aus der Düsternis heraus an.

»Leer!« Ich betrat den Flur, sah einige Türen und stieß die erste auf.

Eine altmodische Küche mit einem vierflammigen Gaskocher in der Mitte zeugte davon, daß der Besitzer auf modernen Komfort keinen Wert legte.

Suko hatte sich die anderen Räume vorgenommen. Ich hörte ihn rufen. »Komm her, John.«

Er stand im Wohnraum, drehte sich auf der Stelle und hatte die Arme ausgebreitet. »Sieht stark aus, wie?«

Auch ich war überrascht, denn mit dieser Unordnung hätte ich in meinen kühnsten Träumen nicht gerechnet. Es kam uns vor, als wäre ein Orkan durch das Zimmer gefahren.

Umgestürzte Stühle und Tische. Eine Stehlampe, die umgeknickt am Boden lag und noch mit ihrer Schnur in der Steckdose steckte.

Zerbrochenes Geschirr, ein Schreibtisch, von dem die Papiere nebst Telefon weggeweht worden waren und sieh am Boden verteilten.

An einem Ende war der Teppich regelrecht zerfetzt, als hätten ihn Krallen bearbeitet.

»Was sagst du, John?«

Ich legte die Stirn in Falten und hob gleichzeitig die Schultern.

»Wie soll man das kommentieren?«

»Schau dir mal den Teppich an.«

»Aufgerissen.«

»Zerfetzt, würde ich sagen.« Suko deutete auf die bestimmten Stellen. »Krallen«, sagte er. »Wenn wir davon ausgehen, daß sich hier ein Werwolf herumtreibt, muß Redburn diese Bestie sein.«

Ich legte keinen Widerspruch ein, durchschritt noch einmal den relativ großen Raum und fand unter den am Boden liegenden Papieren ein Blatt, das mit einem Kugelschreiber beschrieben war.

Ich hob es auf. Die zitternde Schrift stach mir sofort ins Auge.

»Was hast du da?«

»Eine Nachricht«, sagte ich. »Sie ist sehr interessant. Ich werde sie

vorlesen.«

»Okay.«

»Der Fluch hat mich getroffen, der Fluch eines frühen Ahnherrn. Ich kann nicht anders, ich komme nicht gegen ihn an, ich muß mich verwandeln, wenn ich den Vollmond sehe. Aber sie sollen mir nicht auf die Spur kommen. Ich habe etwas anderes vor. Ich werde diesen Mörder befreien. Ich hole ihn aus der Anstalt und lasse ihn frei. So kann er seinem Trieb nachkommen und die Spuren meines Triebs verwischen. Ich weiß, daß es schlimm ist, was ich tue, doch niemand kann gegen sein Schicksal ankämpfen. Das Blut der Werwölfe hat in unserer Familie gesteckt. Über die Jahrhunderte hinweg hat es Ruhe gegeben, bis es mich brutal traf und mich fast vernichtete. Ich bin ein Werwolf, ich werde sie mir holen, ich muß meinem Drang nachkommen, ich möchte, daß man mir verzeiht, denn ich kann nicht anders…«

Zum Schluß war die Schrift des Mannes immer mehr verlaufen.

Redburn hatte unter einem starken seelischen Druck gestanden. Er war ein Gefangener seines Ichs, seines eigenen Blutes, und er würde davon nicht mehr loskommen – nur durch den Tod.

Das Blatt rutschte mir aus der Hand und flatterte zu Boden. »Es stimmt also«, sagte ich leise. »Redburn ist die zweite Bestie.«

»Jetzt wissen wir auch, weshalb der blonde Killer durch die Gegend schlich.«

»Er wollte Spuren verwischen. Redburn brauchte jemand, der von sich ablenkte.«

»Und wo kann er jetzt stecken?«

Die Frage war gut. Ich schaute meinen Freund an, ohne ihm eine Antwort zu geben.

»Du kennst dich hier besser aus, John.«

»Ja, stimmt«, erwiderte ich nachdenklich und dachte über mein Gespräch mit Redburn nach. Vor allen Dingen über den harten Dialog vor der Baracke.

»Hast du eine Lösung?«

»Ich glaube, ja.«

»Und?«

»D.C. Redburn haßt die Chinesen wie die Pest. Möglicherweise braucht er nur ein Alibi für seine Taten, vielleicht aber auch nicht. Jedenfalls haßt er sie. Er sieht sie lieber tot als lebendig. Als Werwolf muß er Opfer haben…«

»Und die holt er sich bei den Asylanten, den ärmsten…«

»So ist es.«

Ich hatte den Satz kaum ausgesprochen, als sich Suko bereits auf dem Weg zur Tür befand…

***

Ho Chan hatte darum gebeten, allein gelassen zu werden. Er saß in seinem Raum, den kleinen Anfall von Schwäche hatte er überwunden, aber trotz der wärmenden Kerzenflammen fror er. Die Kälte drang durch die Mauern. Er wickelte die Decke noch fester um seinen Körper, ohne daß sie richtig wärmte. Er hockte auf den Kissen, hielt zwischen seinen mageren Fingern den dünnen Schaft der Opiumpfeife und schaute auf das kleine Kügelchen, das aus dem Pfeifenkopf hervorlugte.

Ho Chan dachte nach.

Er war derjenige gewesen, der die anderen dazu überredet hatte, die Heimat zu verlassen, weil der Druck einfach zu groß geworden war. Sie waren in die Fremde gegangen, hatten Strapazen auf sich genommen, der Hölle den Rücken gekehrt und waren in einer noch schlimmeren Hölle gelandet. Eine zweite Heimat hatten sie finden wollen. Ihr Lohn jedoch war Grauen, Tod und Schrecken gewesen.

Es gab jemand im Ort, der sie haßte wie die Pest. Eine Person ohne Menschlichkeit, ohne Gefühl, ohne Moral.

D. C. Redburn!

Der alte Ho Chan hatte diesem Mann gegenübergestanden, und er hatte gespürt, daß er etwas anderes war als die übrigen Bewohner des Ortes. Redburn besaß zwar einen menschlichen Körper, aber ihm fehlte die Seele. Er war nur eine Marionette, eine Art von künstlichem Individuum, das existierte, aber nicht lebte, so wie Ho Chan es von einem Menschen erwartete.

Man hatte ihn noch nach den alten Regeln der Weisen erzogen.

Konfuzius und seine Lehren waren ihm ein Begriff. Wer nach ihnen sein Leben ausrichtete, konnte als Mensch angesehen werden, der befand sich auf dem Weg in die Glückseligkeit, der setzte sich mit anderen Menschen auseinander und spürte genau, ob sie gut oder böse waren.

Redburn war böse!

Er war ein Teufel, Er strahlte etwas ab, das einen sensiblen Menschen frösteln lassen mußte. Er wollte den Haß und das Grauen über die Welt bringen und die ausmerzen, die ihm im Wege standen.

Ho Chan nickte, als er mit seinen Gedanken so weit gekommen war. Redburn war ein Vernichter, ein Zerstörer, man mußte sich ihm in den Weg stellen, sonst richtete er noch mehr Unheil an.

Daß der Plan, Suko in eine Art von Falle zu locken, auch von ihm stammte, dafür schämte er sich jetzt. Er würde den »Vetter«, falls es noch möglich war, um Verzeihung bitten. Mehr konnte er nicht tun.

Außerdem fühlte er sich müde und leer. Das war nicht immer so, aber die negativen Tage überwogen in der letzten Zeit. Seine Stunden waren schon gezählt. Er konnte sich kaum noch vorstellen, die große Stadt London zu sehen. Wahrscheinlich würde er in dieser fremden

Einöde, sein Leben beenden.

Ho Chan seufzte. Momentan befand er sich allein in dieser eiskalten Baracke. Seine jüngeren Freunde waren mit Suko und diesem John Sinclair in den Schacht gestiegen, nur Li war noch in den Obergeschossen zurückgeblieben.

Und Li kam auch.

Noch bevor er den Raum betrat, identifizierte ihn der alte Ho Chan an seinen Schritten.

Es ging Li nicht gut. Zwei Kugeln hatten ihn erwischt. Die eine nur gestreift, die andere aber steckte noch in der Schulter. Er hatte sich aus Lumpen eine Schlinge gedreht, in der sein Arm hing. Sein Gesicht war bleich geworden, auf der Stirn glitzerten die Schweißperlen, und er mußte sich mit dem Rücken an der Wand abstützen.

Ho Chan schaute ihm ins Gesicht. »Es geht dir nicht gut, mein Freund.«

»Vielen geht es schlechter«, erwiderte Li leise.

»Ich weiß deine Antwort zu schätzen. Trotzdem solltest du zu einem Arzt gehen, der dir die Kugel herausoperiert.«

»Ein Arzt?« Er lachte auf. »Gibt es in diesem haßerfüllten Dorf einen Arzt, der einen Menschen wie mich behandelt? Gibt es ihn?«

»Dann fahren wir woanders hin.«

Li wischte mit der gesunden Hand über seine Stirn. »Ja, woanders. Aber später, viel später. Morgen vielleicht…«

»Hast du das Heulen gehört?«

»Es war nicht zu überhören, Ho Chan. Die Bestie ist wieder unterwegs. Sie braucht die Nacht und den Vollmond.«

»Wir werden sie schon stellen!«

»Sind wir nicht zu schwach?«

»Wir haben Hilfe, Ho Chan.«

»Ja, Suko und John Sinclair. Aber die beiden müssen den anderen erst finden. Er wird es verstehen, sich zu verbergen. Wir werden ihm kaum auf die Spur kommen können. Das aber brauchen wir auch nicht. Er wird von allein kommen.«

Li war erstaunt. »Zu uns, Ho Chan?«

»Ja, zu uns.«

»Es gibt viele Menschen hier in Fillingrow. Warum soll er sich gerade uns aussuchen?«

»Weil er uns haßt.«

»Die Bestie haßt uns?« Li lachte falsch. »Das muß einen Grund haben. Wir haben ihr nichts getan.«

»Doch. Li. Überlege. Hinter jeder Bestie steckt ein Mensch. Wenn es ein Wolf sein sollte, der sich bei Vollmond in dieses Tier verwandelt, muß er zuvor ein Mensch gewesen sein. Ich kenne einen, der uns so sehr haßt, daß er uns den Tod wünscht.«

»D.C. Redburn.«
»So ist es.«
Li hatte seine Schmerzen im Arm vergessen, die Unterhaltung war einfach zu interessant geworden. »Und du meinst, daß er der Werwolf ist? Daß sich hinter ihm…«
»Ja, Redburn ist es. Und ich weiß auch, daß er kommen wird. Vielleicht in einer Minute, vielleicht in einer Stunde. Wir sollten uns darauf vorbereiten. Wo sind die anderen?«
»Noch unten im Schacht.«
»Bitte hole sie her. Schaffst du das?«
»Natürlich, Ho Chan, natürlich…« Li machte kehrt und verließ das Zimmer.
Mit seinen Gedanken, Vorstellungen und Träumen allein gelassen, blieb der alte Ho Chan zurück.
Was Li nicht ahnte, war, daß er bewußt fortgeschickt worden war.
Ho Chan ging davon aus, daß sich die Bestie bereits in der Nähe befand. Sogar im Haus, und er wollte dem verletzten Li die Chance zum Überleben geben.
So wartete er.
Eine Minute verging, eine zweite.
Der alte Ho Chan saß unbeweglich auf seinem Platz. In dieser Haltung glich er einem Menschen aus Stein. Nicht einmal die Augendeckel bewegten sich. Er war völlig in sich gekehrt und dachte an Dinge, die nach dem normalen Leben auf ihn zukommen würden.
Es war der Tod…
Er schreckte den alten Mann nicht, dafür aber erschreckte ihn etwas anderes.
Es war eine gedankliche Warnung. Er spürte mit all seinen Sinnen, daß etwas Fremdes das Haus betreten hatte. Es war von draußen aus der Kälte gekommen und lauerte in der Nähe.
Ho Chan schaute zur Tür.
Sie stand offen und bildete in der Wand ein hochkant gestelltes Viereck. Das Licht reichte so weit, daß es dieses Viereck schwach ausfüllte. Die nächste Flurleuchte war einfach zu weit entfernt.
Er kam.
Er bewegte sich lautlos, er war schon im Flur, ein gewaltiger Schatten, dessen mächtiger Schädel fast unter der Decke herstreifte, als er auf die Tür zuging.
In diesem Zimmer wartete sein Opfer…
Über sein häßliches Gesicht lief ein hartes Zucken. Er bewegte auch sein Maul. Das Weiß der schimmernden Reißzähne stach deutlich vom dunklen Fell ab.
Augen kalt wie Monde leuchteten in diesem häßlichen Gesicht.
Dann war er da!

Auch jetzt zuckte Ho Chan nicht einmal mit dem Augenlid, als er die Gestalt in der offenen Tür stehen sah. Sie war sehr breit, reichte fast bis an den oberen Rand und sah aus, als würde sie noch einen Mantel aus Fell tragen.

Den hatte D. C. Redburn jedoch vor seiner Verwandlung abgelegt.

Das Fell war ihm gewachsen, aus der Haut gesprossen und bildete einen sehr dichten Pelz.

Er starrte aus den kalten, gefühllosen Augen in den Raum und auf sein Opfer.

Ho Chan wußte, daß ihm der Tod gegenüberstand. Nicht als Skelett mit Sense und Stundenglas, er war in Gestalt eines Werwolfs gekommen, einer verfluchten Bestie.

Ho Chan sprach den Werwolf an. »Komm herein«, sagte er, »komm zu mir. Ich habe dich erwartet.«

Sprechen konnte die Bestie nicht. Sie hatte wohl verstanden und gab dies durch ein zischendes Fauchen zum Ausdruck. Dann ging er vor. Er schritt nicht wie ein Mensch, sondern bewegte beim Vorgehen seine Schulter, er rollte sich praktisch in den Raum hinein, schaute sich um und öffnete sein Maul.

Schneeweiß glänzte das gefährliche Gebiß. Damit würde er töten können. Mit einem Schlag seiner Kiefer und einem entsprechenden Prankenhieb.

Ho Chan tat nichts. Auch nicht, als der Werwolf schräg zu ihm ging und gegen die Flammen der Kerzen starrte. Er schlug seine Pranke vor und umklammerte eine Kerze, die er aus dem Halter riß und sie dann zusammendrückte.

Als Klumpen schleuderte er sie zu Boden, fauchte auf und trat plötzlich das Kissen zur Seite, auf dem Ho Chan saß. Der verlor das Gleichgewicht. Sein magerer Körper kippte zu Boden, und über ihm baute sich die Bestie wie eine gebogene Brücke auf.

Dann griff sie zu.

Sie riß den alten Chinesen in die Höhe. Er sah die Fratze dicht vor sich, erwartete den Tod, aber der Werwolf schleuderte Ho Chan über seine Schulter wie ein wertvolles Beutestück.

Dann drehte er sich und blieb in einer angespannten Haltung stehen. Er hatte Schritte und Stimmen gehört.

Die anderen kamen zurück.

Furcht hatte er vor ihnen nicht. Er würde sie sich holen. Der Reihe nach und später.

Jetzt erst hatte er den Anführer. Mit ihm auf der Schulter verließ er die Baracke ebenso lautlos wie er gekommen war…

***

Als Suko und ich bei den Chinesen eintrafen, waren wir ziemlich

außer Puste. Der Atem dampfte vor unseren Lippen. Wir suchten sofort den größten Raum auf und fanden dort die verstörten Asylanten, die nicht wußten. Was sie tun sollten.

»Wo ist Ho Chan?« fragte ich.

»Weg!« antwortete Li und senkte den Kopf. »Er ist nicht mehr hier. Vor einigen Minuten habe ich noch mit ihm gesprochen. Er hat mich weggeschickt, damit ich die anderen hole.«

»Weshalb?«

Er schaute mich an. »Wir haben die Bestie erwartet.«

»Den Werwolf.«

»Ja, und wenn er hier ankam, wollten wir gegen ihn kämpfen. Deshalb warnte ich die Freunde.«

Suko sprach das aus, was wir wohl alle dachten. »Er ist bestimmt schon hier gewesen.«

»Und Ho Chan?« rief jemand.

Mein Freund hob die Schultern. »Entführt, gekidnappt. Die Bestie hat ihn mitgenommen. Etwas anderes kann ich mir wirklich nicht vorstellen. Tut mir leid.«

Die Männer starrten ihn an, als hätte Suko ihnen eine Lüge erzählt.

»Das kann doch nicht sein. Wir hätten etwas hören müssen.«

»Auch Werwölfe sind leise, wenn es darauf ankommt«, sagte er Suko. »Das ist nicht wichtig. Wir müssen herausfinden, wohin die Bestie Ho Chan geschafft hat.« Er hatte den Satz zwar gesprochen, traf aber auf taube Ohren.

Niemand wußte eine Lösung. Die Menschen sahen bedrückt aus und konnten nur noch die Schultern heben.

»Wir sind zwar schon länger hier«, sprach Li mit leiser Stimme, »aber wir kennen den Ort nicht. Es wird viele Verstecke geben, wie ich mir vorstellen kann.«

Da konnte ich nicht widersprechen.

Suko schaute zur Tür, als würde er dort die Lösung finden. »Ob Redburn nach Hause gegangen ist?«

»In die Gaststätte?«

»Kann doch sein.«

»Nein.« Ich schüttelte den Kopf. »Bestimmt nicht. Redburn wird wissen, daß wir ihm auf den Fersen sind. Und er wird einen Teufel tun und sich dorthin zurückziehen, wo wir ihn vermuten könnten. Nein, er braucht Ruhe, um seine grausamen Taten vollbringen zu können.«

Suko deutete auf mich. »Dann sag du den Ort.«

»Ich weiß ihn auch nicht.«

»Bilden wir einen Suchtrupp, der das Dorf durchkämmt?«

»Wäre nicht schlecht.« Ich winkte jedoch ab. »Mir fällt gerade etwas ein. Wenn wir davon ausgehen, daß Redburn als Werwolf die Chinesen vernichten will, dann muß oder wird er auch in der Nähe

bleiben. Wenn ich recht überlege, glaube ich nicht, daß er weit von diesem Platz entfernt ist. Liege ich falsch?«

Suko dachte ebenfalls nach. Er schaute auf Li, der hob seine gesunde Schulter an.

»Und was ist mit dem Brunnen?« Die Idee war mir sehr plötzlich gekommen. »Wieso?«

Irgendeiner der Asylanten hatte die Frage gestellt und bekam auch eine Antwort.

»Die Sachlage ist relativ simpel. Wir haben die Toten im Brunnen gesehen. Er ist so etwas wie ein Grab geworden. Und es befindet sich genügend Platz darin. Deshalb könnte ich mir vorstellen, daß die Bestie Ho Chan in den Brunnen schaffen wird. Vielleicht weiß sie noch nichts vom Tod ihres Helfers…«

»Das ist die Lösung!« rief Suko. »Also zum Brunnen!«

»Nicht nur von einer Seite.«

Suko verstand. »Ich laufe zum Brunnen.«

»Und ich nehme den Weg durch den Stollen.«

Die Chinesen konnten nur noch staunen, wie rasch wir plötzlich handelten…

***

Durch den nächtlich stillen und eiskalten Ort lief die Bestie mit ihrer Beute auf dem Rücken. Sie wußte genau, wie sie sich zu bewegen hatte. Vor allen Dingen vermied sie die hellen Lichtinseln, die aus den Fensterscheiben fielen.

Der Weg war klar. Die Bestie kannte ihn. Sie war ihn oft genug gegangen, und dies von zwei Seiten.

Es zählte nur der Brunnen! Ihn hatte sie sich als Grab für die Chinesen ausgesucht. Darin sollten sie für alle Zeiten verschwinden.

Drei von ihnen lagen bereits dort, der vierte würde folgen.

Ho Chan war nicht tot, auch nicht bewußtlos. Er kam sich nur vor wie gelähmt. Jeder Widerstandswille in ihm war erloschen. Er lag über der Schulter des Werwolfs, ohne sich rühren zu können. Bei jedem Schritt schaukelte er mit, in seinem Kopf hämmerten Schmerzen, das Gesicht war in das Fell gedrückt worden, er nahm den widerlichen Raubtiergeruch wahr, an den er sich nie würde gewöhnen können.

Obwohl die Strecke nur kurz war, fraß sich die Kälte in seine Glieder. Er spürte sie an den Füßen, an Händen, am Rücken.

Einmal fuhr ein Wagen über die Straße. Mit einem gewaltigen Sprung verschwand die Bestie in einem Vorgarten, wartete ab, bis der Lichtteppich sie passiert hatte, und hetzte dann weiter.

Noch einmal mußte er die Straße in der Dorfmitte überqueren. Ein deckungsloses Feld, bis er die Bäume erreichte, sein Haus sehen

konnte, aber auch den Brunnen.

Er kannte den Trick, um ihn zu öffnen. Dicht am Rand blieb er stehen, schaute darüber hinweg in die Tiefe und konnte nichts erkennen. Sein Opfer hatte er ebenfalls auf den Brunnenrand gelegt, der Kopf befand sich schon an der Innenseite.

Völlig dunkel war es nicht, aber es war einfach zu tief. Unten auf dem Grund brannten noch die Fackeln. Ihr Schein wurde durch den Luftzug getroffen und malte ein tanzendes Muster aus Schwarz und Rot.

Die Bestie würde allein sein. Ihr Helfer lebte nicht mehr. Sie hatte dafür gesorgt, daß er sein Leben aushauchte. Er war zu nichts mehr nütze gewesen.

Jetzt zählte nur die fürchterliche Werwolf-Rache. Das Seil war noch an dem Haken befestigt. Er steckte in der Innenwand des Schachtes und hielt ein gewaltiges Gewicht aus. Sicherheitshalber prüfte die Bestie noch einmal nach, war zufrieden und schleuderte den mageren Körper des alten Chinesen wieder über ihre Schulter.

Dann begab sie sich an den Abstieg.

Ein Mensch hätte sicherlich mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen gehabt. Die Bestie nicht. Sie war gewandt und sicher und besaß soviel Kraft, daß sie sich nur mit einer Hand festzuhalten brauchte, um sich in die Tiefe hangeln zu können.

Geschickt und leicht pendelnd, ohne daß dabei der alte Chinese von der Schulter rutschte, näherte sie sich dem Grund des alten Brunnens. Das Feuer tanzte auch weiterhin. Kein Windstoß war hart genug gewesen, um die Fackeln ausblasen zu können.

Ein Stück des Weges rutschte die Bestie auch in die Tiefe. Sie hielt sich dabei mit einer Pranke fest und ließ sich so in die Tiefe gleiten, wobei nicht einmal Haut oder Fell abschrammte.

Ein letzter Sprung, dann hatte sie es geschafft und landete mit ihrem Opfer direkt neben dem großen Stein, der ihren Helfer erschlagen hatte.

Mit einer widerwillig anmutenden Bewegung ließ sie Ho Chan von der Schulter gleiten. Er fiel auf den Rücken, hielt die Augen jedoch offen und starrte in das schreckliche Gesicht, das für ihn eine Fratze des Grauens war, ein Bild, das er mit in den Tod nehmen würde. So und nicht anders sah es aus.

Der Werwolf atmete nicht, er keuchte. Aus seiner weit geöffneten Schnauze drang ein warmer und gleichzeitig stinkender Atem, der sich über dem Körper des alten Chinesen wie eine unsichtbare Decke verteilte.

Der Werwolf beugte sich nieder.

Seine Pranken strichen über die Gestalt, erfaßten die Schultern und zogen die magere Gestalt hoch.

»Warum?« flüsterte Ho Chan. »Warum willst du mich töten?«
Möglicherweise hatte Redburn die Frage verstanden, nur konnte er keine Antwort geben.
Statt dessen wollte er den Mann hochreißen, um es endlich hinter sich zu bringen, aber etwas hinderte ihn daran.
Als Werwolf besaß er einen ausgeprägten Instinkt, der ihn vor einer Gefahr warnte.
Sie war vorhanden.
Er ging einen gleitenden Schritt zurück, bis er gegen den Stein stieß, unter dem noch immer der blonde Killer begraben lag. Seine Gestalt geriet dabei in den nahen Schein der Fackeln, deren Licht ihn aussehen ließ, als wäre er mit dünnem Blut übergossen worden.
In seinen Augen leuchtete es kalt und gelb. Das Rot des Feuers mischte sich ebenfalls darin und ließ die Schärfe verwischen.
Wo lauerte die Gefahr?
Ho Chan richtete sich auf. Der Werwolf bemerkte dies und rammte seine Fußpranke gegen die Brust des Mannes. Wuchtig wurde er wieder in seine alte Lage gedrückt.
Er bedeutete für die Bestie keine Gefahr. Sie mußte woanders lauern. Es gab noch einen zweiten Eingang zum Brunnenschacht. Er befand sich im Rücken des Werwolfs.
Sehr langsam drehte sich die Bestie auf der Stelle und drückte ihre Pranken tief in den Schlamm.
Auch Monstren können sich erschrecken. Dafür bot D.C. Redburn das beste Beispiel.
Aus dem Stollen schob sich etwas hervor.
Sehr langsam und lautlos…
Es war eine zur Faust geballte Hand. Aus ihr ragte etwas hervor, das für die Bestie ein böses Omen war.
Ein geweihtes Silberkreuz!

***

Und das hielt ich fest!
Himmel, hatte ich mich beeilt, aber nichts überstürzt, als ich feststellte, daß Ho Chan noch lebte. Da war ich stehengeblieben und hatte mich mit dem Rücken eng gegen die Stollenwand gepreßt, so daß mich deren Schatten verschluckte.
Nicht verschluckt wurde mein Kreuz.
Ein Werwolf und das Silberkreuz. Im Normalfall bedeutete dies für ihn das Ende, und auch der verwandelte D.C. Redburn schien zu wissen, was es bedeutete.
Er hatte plötzlich Furcht.
Zeitlupenhaft zog er sich zurück. Den ersten Schritt, den zweiten.
Er suchte nach einer Deckung, die er aber nicht finden konnte. Der

Stein war zu klein. Dafür machte ihm die Aura des Kreuzes viel zu schaffen. Er duckte sich, riß einen angewinkelten Arm hoch und hielt ihn seitlich vor sein Gesicht, um das Kreuz nicht anschauen zu müssen. In dieser Haltung kam er mir vor wie der berühmte Glöckner von Notre Dame, den Tony Quinn so hervorragend gespielt hatte.

Ich sah keinen Grund mehr, weiterhin auf meinem Platz stehenzubleiben, schob mich ebenfalls ganz aus dem Stollen und auf den Grund dieses Horror-Brunnens.

»Redburn«, sagte ich mit harter Stimme. »Du kommst hier nicht mehr weg. Es ist aus…«

Ein jaulendes Geräusch drang aus seinem Maul. Er duckte sich noch tiefer, tat nichts, um sich zu wehren und ließ mich kommen.

Ich brauchte nur mehr den Stein zu umrunden, dann hatte ich ihn.

Er legte mich trotzdem rein.

Seine Angst war vorhanden gewesen. Allerdings nur zum Teil so stark. Zum anderen Teil war sie gespielt. Er hatte nach einem Trick gesucht, ihn auch gefunden, und jetzt wandte er ihn an.

Plötzlich schnellte er hoch.

Bevor ich den Stein und den toten Killer umrundet hatte, war es ihm schon gelungen, das Seil zu greifen und daran in die Höhe zu klettern. Er wollte auf dem gleichen Weg verschwinden, auf dem er auch gekommen war.

Dagegen hatte ein anderer etwas.

Suko lauerte eben am Brunnenrand. Er mußte gesehen haben, was sich hier unten tat, denn wie eine Lanze stach der Strahl seiner Halogenleuchte in die Tiefe.

»Ja, komm nur!« rief er in den Schacht hinein. »Ich warte auf dich, Redburn.«

Seine Stimme mußte selbst der Bestie vorgekommen sein wie die Posaunen vom Jüngsten Gericht. Etwa eineinhalb Körperlängen über mir war sie zur Ruhe gekommen, umklammerte das Seil mit beiden Pranken und hing daran wie festgewachsen.

Redburn schaute in die Tiefe.

Dort stand ich mit hocherhobenem Arm, aus dessen Faust das Kreuz schaute.

Ich sah, daß sich seine Fratze bewegte. Er öffnete das Maul, auch die Augen weiteten sich, dann versuchte er einen letzten Trick und ließ einfach los.

Er kam wie eine Ramme nach unten.

Und er hätte mich bestimmt zu Boden gerissen, aber mit seiner Aktion hatte ich gerechnet.

Ich war zur Seite gesprungen und konnte zuschauen, wie die Bestie auf den Stein prallte und von ihm zur Seite geschleudert wurde.

Zum Glück fiel der schwere Körper nicht auf den regungslos da

liegenden Ho Chan, sondern zur anderen Seite hin.
Bevor er wieder hochschnellen konnte, handelte ich.
Das Kreuz traf ihn.
Ich hatte es mit einem Bogenwurf auf seinen haarigen Körper fallen lassen.
Der Schrei des Werwolfs war mörderisch. Er wälzte sich über den Boden. Plötzlich schlugen Feuer und Rauch aus seinem Körper, der dabei regelrecht aufzischte und von zahlreichen kleinen Flammen umgeben wurde, wobei er verbrannte.
Das Kreuz blieb unbeschädigt. Ich nahm es an mich, als die Flammen verloschen waren.
Vor meinen Füßen lag eine zusammengeschrumpfte schwarze Gestalt, die einmal ein Mensch und auch ein Werwolf gewesen war.
Nun aber hatte sie ihr Leben endgültig ausgehaucht.
»John, alles in Ordnung?« dröhnte es von oben herab.
»Alles klar, Suko. Ich erwarte dich in der Baracke.«
»Dann bis gleich.«
Ich aber kümmerte mich um Ho Chan, der nicht begreifen wollte, daß er noch lebte und mich wie ein Kind anschaute, so staunend.
»Bitte«, sagte ich und hob ihn hoch. »Wir haben es geschafft. Den Werwolf gibt es nicht mehr. Sie aber werden leben.«
Tief atmete er ein. »Ja«, sagte er leise. »Jetzt glaube ich es auch, Mr. Sinclair…«

***

Suko mußte wie ein Weltmeister gespurtet sein, denn er kam mir bereits auf der Stiege entgegen, sah, daß Ho Chan lebte und half mir dabei, den alten Mann die Stufen hochzuschaffen.
In den Fluren warteten die übrigen Asylanten. Sie konnten nichts sagen, in ihren Augen aber sah ich das Glück leuchten. Sollte ich ihnen jetzt deswegen noch Vorwürfe machen, daß sie bei Suko und mir den falschen Weg gegangen waren?
Nein, das konnte ich nicht, und auch mein Freund brachte es nicht übers Herz. Wir freuten uns mit den Chinesen.
Ho Chan wurde in sein Zimmer geführt, während Suko schon unterwegs war und nach einem Arzt suchte, der sich um Lis Wunde kümmern sollte. Jemand brachte Tee.
Er war sehr heiß und bitter, aber genau das richtige für uns in diesem Augenblick der allmählichen Entspannung.
»Ich hoffe«, sagte ich, »daß die anderen Bewohner freundlicher zu euch sind und erkennen, daß Asylanten ebenfalls Menschen sind und nicht behandelt werden dürfen wie Personen zweiter Klasse. Aber auch ihr müßt ihnen ein kleines Stück entgegengehen. Vielleicht läßt sich dann ein Zusammenleben ermöglichen. So schwierig kann es doch

nicht sein.«

»An uns wird es nicht liegen«, versprach Ho Chan. »Jedenfalls möchten wir Ihnen danken.«

»Das vergessen Sie mal. Wir taten nur unsere Pflicht. Wenn auch auf etwas ungewöhnliche Art und Weise. Weder Suko noch ich sind nachtragend. Nur darf sich so etwas nicht mehr wiederholen.«

Das versprachen sie hoch und heilig.

Ich verließ den Raum, mit der Teetasse in der Hand. Aus dem Kessel hatte ich mir noch einmal nachgeschenkt.

Im offenen Türrechteck blieb ich stehen, sah den vollen Mond und dachte daran, daß in Fillingrow niemand mehr lebte, dem dessen Strahlen gefährlich werden konnten.

Von den Mondsüchtigen einmal abgesehen…

ENDE